

# Auf der Suche nach Atlantis

## Mit der Nautilus auf den Azoren

Die Seefahrt muß uralte sein. Als vor 40000 Jahren Australien besiedelt wurde, können die heutigen Ureinwohner nur auf Booten oder Flößen hinübergerudert sein, da das Meer dort Tiefen aufweist, die selbst während der Eiszeit niemals trockengefallen sein können. Das ereignete sich, lange bevor die ersten Bootsfunde datieren. Folglich muß die Fortbewegung zu Wasser viel älteren Datums sein. Der Pazifik wurde von Neu-Guinea aus über Melanesien besiedelt, von Menschen, die ihrer Abstammung nach mehr dem Europäer verwandt sind als dem Asiaten. Sicher ist auch, daß die Kunst des Bootsbaus und des Segelns in Europa erfunden worden ist, da es dort zugleich die ältesten Schiffsfunde gibt, 9000 Jahre vor unserer Zeitrechnung, im Grönsteiner Moor. Das Segel wurde zuerst auf dem Nil eingesetzt, und nur über Ägypten kann sich das Wissen, die Kraft des Windes für die Fortbewegung zu nutzen, nach Ozeanien verbreitet haben, es sei denn, man nimmt an, daß das Segeln in unterschiedlichen Regionen der Erde unabhängig voneinander erfunden worden ist. Doch woher hatten die Ägypter ihre Kenntnisse? Als Solon in Ägypten weilte, hörte er dort von einer Sage, daß es weit draußen auf dem Meer, vor den Säulen des Herakles, dem heutigen Gibraltar, eine Insel gab, so groß wie ein Kontinent, auf der eine hochentwickelte Zivilisation ein Staatswesen gegründet habe, welches der Seefahrt mächtig war, den Streitwagen kannte, die Erzgewinnung verstand und sich die besten Gesetze gab, 9500 Jahre vor Christi Geburt, und die damit bedeutend älter war als die ägyptische Kultur, die damals noch auf der Stufe der Steinzeit stand. Von den Seevölkern reden die Historiker, wenn sie unbekanntes Boden betreten. Woher sie kamen und wohin sie gingen, darauf gibt es bis heute keine Antwort. Sicher zu sein scheint aber, daß die Insel Atlantis und mit ihr eine ganze Kultur durch einen Tsunami ausgelöscht worden ist, an „nur einem schlimmen Tag und einer schlimmen Nacht“. Niemand konnte sich je vorstellen, ehe nicht der Tsunami von 2004 Indonesien und den gesamten indischen Ozean heimsuchte, welche Zerstörung durch ein unterseeisches Beben entfaltet werden kann, und nachdem die Atlanter ein hochentwickeltes Seefahrervolk waren, welches auf einer Insel lebte, die über einen oder mehrere große Häfen verfügte, ist es nur allzu denkbar, daß etliche tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung ein ähnlicher Tsunami auch die Küsten des Atlantischen Ozeans heimgesucht hat, mit dem die gesamte Zivilisation der Atlantiden auf einen Schlag beendet wurde. Ihr Wissen mußte von anderen Völkern erst wiedererworben werden. Atlantis muß aber nicht unbedingt dort gelegen haben, wo heute erdbebengefährdetes Gebiet ist, weil die durch einen Tsunami ausgelöste Flutwelle sich noch in Tausenden Kilometern Entfernung verheerend auswirken kann. Eines jedoch scheint sicher zu sein: Der Ursprung jenes Bebens muß seinen Ausgang von einem äußersten Unruheherd vor den Säulen des Herakles, wie Platon sagt, genommen haben, einer weit draußen auf dem Atlantik gelegenen Insel des Mittelatlantischen Rückens, der sich von Island bis tief in den Südatlantik erstreckt und dessen südlichste Vertreter in den Vulkanen der Antarktis, etwa auf Deception Island, zu suchen sind. Jener Riß in der ozeanischen Kruste löste seinerzeit, als die Insel Atlantis versank, eine gigantische Flutwelle aus, und mit ihr gingen die „Seevölker“ zugrunde, deren Erbe wir noch heute im Pazifik bewundern, vielleicht an den Ozeanern Polynesiens. Wir suchen Atlantis daher am falschen Ort, denn lange bevor sich dieser Tsunami ereignete, war gerade die Eiszeit vorbei, und der Meeresspiegel lag gut 100 m niedriger als heute, vielleicht noch tiefer. Die Azoren, jene neun Inseln draußen auf dem Atlantik, waren damals flächenmäßig bedeutend größer als heute, und die Gewalt des Meeres hat seitdem den Küstenverlauf abgenagt. Das versunkene Atlantis liegt heute unter dem Meeresspiegel, wenn es denn je existiert hat, und die Wissenschaft sucht möglicherweise an der falschen Stelle, nämlich

dort, wo heute die Küste verläuft, und nicht unter dem Schutt, der sich in mehreren tausend Jahren darüber abgelagert hat. –

Seit jeher war es unsere Überzeugung, daß die Welt mehr Geheimnisse birgt, als bisher gelüftet wurden, und daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, die sich uns noch nicht erschlossen haben. Was also liegt näher, als daß wir uns auf die Suche danach begeben. Dies ist sogleich für uns der Einstieg, wo es von unseren eigenen Erfahrungen mit Atlantis zu berichten gilt. In diesem Jahr schicken wir uns also an, uns endlich Klarheit zu verschaffen, auf einer 17-m-Jacht, die auf den Namen Nautilus getauft ist, wie sie uns aus den Romanen von Jules Vernes geläufig ist. Denn was liegt näher, als die Suche nach Atlantis mit Jules Vernes' Reise zum Mittelpunkt der Erde zu verbinden, jedoch nicht ins Erdinnere, sondern mitten auf den Atlantik hinaus, wo die Sage ihren Ausgang nimmt.

Wer kennt sie nicht, die Geschichten von Heinrich dem Seefahrer, dessen Expeditionsreisen das Entdeckungszeitalter einläuteten? Heute stehen die Bronzestatuen von Gil Eanes, der als erster Kap Bojador umrundete, von Soaira da Costa, der die Goldküste befuhr, und von Bartholomeo Diaz, dem als erstem die Umrundung des Kaps der guten Hoffnung gelang, im Nautik-Museum von Lissabon. Wir bestaunen dort die Nachbildungen der Karavellen San Gabriel und San Raffael, mit denen Vasco da Gama den Seeweg nach Indien erschloß, und bewundern das überlebensgroße Bild von Albuquerque, des ersten Vizekönigs von Indien.

Die Entdeckung der Azoren durch die Portugiesen ist eine andere Geschichte. Am 15. August im Jahre des Herrn 1532 entdeckte Gonçalo Velho Cabral die Insel São Miguel und am Tage darauf Santa Maria. Ein anderes Datum (1527) nennt Diogo de Silves als ersten. Die Entdeckung der anderen Inseln erfolgte erst Jahre später. Bereits auf Karten des Mittelalters sind die Azoren als Inselgruppe verzeichnet, die Karte von al-Idrisi aus dem Jahre 1154, einem arabischen Weltreisenden, weist neun Inseln aus, genau an der Stelle im Atlantik, wo heute die Azoren liegen. Die Inselgruppe liegt etwa 760 Seemeilen vom portugiesischen Festland entfernt und ist von Lissabon aus in gut zwei Stunden mit dem Flugzeug zu erreichen. Nach Lissabon existieren Verbindungen von jeder größeren Stadt Deutschlands aus.

Eine Wetter-Faustregel besagt, daß, wenn über den Azoren ein ausgedehntes Hoch liegt, wir auch in Deutschland schönes Wetter haben. Heute allerdings scheint es genau umgekehrt zu sein, denn das Hoch liegt diesmal über Island, und daheim ist es wärmer als in Portugal. An Bord der TAP-Maschine verläuft alles gemächlich und planmäßig, stimmt uns vorab auf den Süden ein. Lediglich über die Sinnlichkeit der Stewardess könnte man ins Grübeln geraten.

Der Landeanflug auf Lissabon, welches uns der Pilot in seiner Ansage als eine der schönsten Städte Europas anpreist, ist atemberaubend. Die Maschine zieht beinahe um die ganze Stadt, die nicht sehr groß ist, einen Kreis. Unter uns ist die langgezogene Brücke über den Tejo, dann schweben wir sanft über die Altstadt, bis wir schließlich ebenso sanft auf der Landebahn aufsetzen. Die Fahrt mit dem Taxi ins Zentrum währt nur kurz, das Hotel besticht durch seine Großzügigkeit. Noch bleibt uns Zeit genug für eine Stadtbesichtigung.

Nachdem Lissabon 1755 durch ein schweres Erdbeben bis auf die Grundmauern niedergelegt wurde, zeigt sich die Stadt heute in einem modernen Gewand, welches nicht mehr den Charme und Glanz einer mittelalterlichen Stadt entfalten kann. Lediglich die Burg St. Georg hoch über der Stadt erinnert noch an die Mauren, welche sie bis zum Jahr 1147 besaßen. Von den Lusitanen erobert, gelangte sie in christliche Hände. Im Gefolge der Kreuzzüge tauchte am 28. Juni ein starkes Kreuzfahrerheer aus England vor der Stadt auf und richtete unter der maurischen Bevölkerung ein Blutbad an. Dies gab den Auftakt zur Reconquista, der christlichen Rückeroberung, mit der die Mauren bis 1492, dem Jahr der Entdeckung der Neuen Welt, von den katholischen Königen Ferdinand von Aragon und Isabella von Kastilien von der iberischen Halbinsel vertrieben wurden. Da aber noch heute sehr viel maurisches Blut durch portugiesische Adern fließt, kann diese Vertreibung nicht ganz gelungen sein, oder aber, die zum Christentum übergetretenen Mauren durften bleiben. Schon lange vor Errichtung des Kalifats

von Córdoba waren indes die Römer Herren im Lande, und so mancher Legionär wird in der Gegend des heutigen Lissabon stationiert gewesen sein. Die Römer ihrerseits bezwangen die Punier, die von Karthago aus die iberische Halbinsel in Besitz zu nehmen suchten. Somit ist auf dem Gebiet des heutigen Portugal ein Völkergemisch entstanden – zuletzt durch afrikanische Einwanderer aus den ehemaligen Kolonien bereichert –, dessen Kolorit den heutigen Portugiesen ausmacht.

Die auf einem der höchsten Hügel Lissabons thronende maurische Festung, welche später den Namen des heiligen Georg bekam, wurde auf römischen und punischen Fundamenten errichtet, deren sorgfältig behauene Mauerquader uraltes kulturelles Erbe darstellen. Die Mauern hingegen verbauten Feldsteine im Gemäuer, so daß sich das Kastell heute in einem Stilgemisch verschiedener Epochen präsentiert. Nicht zuletzt der umfassenden Aussicht wegen wurden die ersten Tempel auf jener Höhe errichtet, von wo aus später Kanonen das Hafenbecken bestreichen konnten. Die maurische Burg genießt den Ruf, daß auf ihr, in einem ihrer Türme, schon der alte Odysseus eingekerkert war, der auf seinen Irrfahrten bis nach Portugal gekommen sein soll. Woher die Fabel stammt, läßt sich heute nicht mehr ergründen. Wohl zu jeder Zeit nahm man mythologische Gestalten gern in Anspruch, um die eigene Vergangenheit aufzuwerten.

Die Altstadt Lissabons, d.h. diejenigen Stadtviertel, die von dem großen Erdbeben von 1755 verschont blieben, ist mit Sicherheit ein Spiegelbild der schmutzigsten, heruntergekommensten und elendsten Hauptstadt Europas. Die Straßenverläufe, die noch weitgehend den arabischen Mustern folgen, die Häuser mit ihren Kachelfassaden, den Balkonen und Erkern geben zwar ein sehr reizvolles Bild für den Photographen ab, aber die Angst geht mit, wenn man abends allein durch die Alfama, so heißt dieses Viertel, schlendert. Vielfach hängen die Menschen, die hier wohnen, hauptsächlich Schwarze aus den ehemaligen Kolonien, ihre Wäsche zum Trocknen auf die Straße, ein Bild, wie man es sonst nur von Neapel kennt.

Einige Lichtblicke der sonst so düsteren Architektur vermögen jene Bauten zu vermitteln, die weit draußen vor der Stadt, am Ufer des Tejo in Belém angesiedelt sind, vor allem der berühmte Torre de Belém, dem die Touristen scharenweise zuströmen. Hier sind es hauptsächlich die zahlreichen Japaner, die leicht zum Alptraum werden können, weil sie kulturbegeistert in jedes Bild laufen, ein Schreckgespenst für so manchen Photographen. Architektonischer Höhepunkt der Stadt ist zweifellos das im manuelischen Stil errichtete Hieronymuskloster, dessen Baumeister vortrefflich arabische Stilelemente in sein Werk hat einfließen lassen. Wer Zeit und Muße hat und sich für Kolonialgeschichte interessiert, der sollte in Belém auch einen Besuch des Nautik-Museums einplanen. Hier werden maurische Instrumente, Karten und sämtliche Schiffsmodelle kriegerischer als auch ziviler Art ausgestellt, von den Anfängen zu Lebzeiten Heinrich des Seefahrers bis ans Ende der Kolonialzeit.

Der abendliche Rundgang durch die Altstadt Lissabons hat mich hungrig gemacht, ein Grund mehr, sich in eines der zahlreichen Restaurants zu setzen, denn zum Sitzen im Freien ist es noch etwas zu kühl. Irgendwann gibt man dem Drängen eines der vor jedem Lokal in anbieterischer Weise werbenden Gastwirte dann doch nach und läßt sich hereinbitten. Schweinekoteletts würden heute auf der Speisekarte stehen, meint mein Gastgeber in gebrochenem Deutsch. Da das Restaurant einen gepflegten Eindruck macht, lasse ich mich nieder und werde sogleich freundlich bewirtet. Der Ober mag sich vielleicht gewundert haben, wieviel so ein Germane verzehrt, im Vergleich zu einem kleinen Mauren, und versucht mich daher mit immer neuen kulinarischen Genüssen in immer tiefere Kalorienfallen zu locken, bis ich irgendwann nach dem sättigenden Karamelpudding abwinke. Die Rechnung fällt dann dreimal so hoch aus wie der Preis des Hauptgerichts, doch Reue kann ich darüber nicht empfinden. Auf dem langen Fußmarsch zurück ins Hotel würde ich die meisten Kalorien sogleich wieder verbrauchen.

Der Weiterflug zu den Azoren verläuft vollkommen reibungslos. Die Eindrücke beim Landeanflug sind durchwachsen. Der Pico, der höchste Berg Portugals, versteckt sich unter Wol-

ken, die Fernsicht hält sich in Grenzen. Mit dem Taxi erreiche ich in Kürze die Marina. Aus der Luft sieht der Hauptort der Insel Faial, Horta, sehr malerisch aus, doch fühlt man sogleich die Enge, wenn man ihn erreicht hat. Horta liegt in einer allseits geschützten Bucht, zwischen Vulkanhügeln eingebettet, die Strände aus scharfkantigen, zerrissenen Basaltklumpen. Alle Inseln sind sehr grün, aber nahezu unbewaldet. Früher gab es auf den Azoren viel Wald, der allerdings den Rodungen des Schiffsbaus zum Opfer fiel. Gegenüber ragt majestätisch der Pico in den Himmel, dessen Spitze in blendendem Weiß erstrahlt. Zur Linken erstreckt sich die Insel San Jorge, die mit Faial und Pico eine von drei Dreiergruppen der insgesamt neun Azoreninseln bildet. Die Temperaturen bewegen sich um die 20 °C, dazu weht von See her eine frische Brise. Es dauert geraume Zeit, bis ich den Liegeplatz der Nautilus ausgemacht habe, aber sie ist aufgrund ihrer Größe mit einer Länge von 17 m kaum zu übersehen. Als ich mit meinem Seesack die Hafemole entlangschlendere, kommt mir sogleich der Skipper mit einem Teil der Crew entgegen. Eine freundliche Begrüßung folgt, und zwei meiner Begleiter kenne ich bereits aus dem Flugzeug. Eine Frau befindet sich auch darunter, sie ist Sexualberaterin, wie sich später herausstellt, und dürfte die einzige sein, die außer mir noch im Berufsleben steht. Alle anderen sind Rentner oder haben es nicht mehr nötig zu arbeiten, ich bin nach Gaetano der jüngste. Sogleich teilt mir der Skipper mit, daß wir morgen erst einmal hier liegenbleiben, denn es sei Wind mit 35 Knoten angesagt: ein Tiefausläufer, der aber „relativ schnell durchzieht“, wie unser Skipper meint.

Die SY Nautilus ist auf ihrem Weg aus der Karibik zu den Azoren gekommen, und alle Crewmitglieder bis auf eines haben ausgecheckt und sind nach Hause geflogen. Geblieben ist lediglich Charly. In der Karibik hätten sie viel Regen gehabt, erzählt dieser, und wenig Sonnenschein. Zum allgemeinen Beschnuppern begeben wir uns erst einmal auf ein gemeinsames Bier in eine Kneipe. Nun handelt es sich bei meinen Mitseglern, wie sich schnell herausstellt, um die ganz typische Klientel, die eine solche Art von Reisen im allgemeinen mitmacht: gut gefüllte Portemonnaies, selbstbewußt im Gefühl des eigenen Werts und gesalbt mit den typisch deutschen Tugenden. Aufgrund ihrer Lebenserfahrung sind alle von einem etwas größeren Ernst in allen Fragen des Lebens, wogegen die Leichtigkeit der Jugend fehlt. Schlauer Sprüche hingegen kann sich beinahe keiner enthalten, und auch nicht jeder von ihnen ist ein guter Zuhörer. Beim ersten gemeinsamen Abendessen tasten wir uns gegenseitig ab, um herauszufinden, wo ein jeder steht. Dabei sprechen die meisten, wie man dem einen oder andern bereits an den Augen ablesen kann, mehr dem Alkohol zu, als einem lieb ist. Die Art und Weise, wie man daselbst sein Essen serviert bekommt, ist zudem etwas ungewöhnlich. Roter Fisch wird serviert, auf einen heißen Stein gelegt und solange gegart, bis er genießbar ist. Mir persönlich bekommt der Fisch, der selbst nach längerem Garen immer noch ziemlich roh schmeckt, nicht besonders, obwohl er auf jeden Fall fangfrisch ist.

Zum Ausklang des Tages begeben wir uns noch auf eine Runde Gin in das berühmte Café Sport, wo sich Atlantiksegler aus aller Welt zu einem heiteren Plausch ein buntes Stelldichein geben. Alle, die hier vorbeikommen, haben die angenehme Pflicht, ihre Wimpel zu hinterlassen, mit denen die ganze Bar austapeziert ist. Interessante Bekanntschaften kommen dadurch aber meist nicht zustande. In der Nacht erreicht der angekündigte Wind sein Maximum, die Wanten schlagen wie wild, während die meisten von uns sich dem Schlaf des Gerechten hingeben.

Am nächsten Morgen gibt es erstmal kein gemeinsames Frühstück, nichts wird organisiert. Jeder schnappt sich irgendwas zum Knabbern, die einen brühen sich heißen Tee auf, die anderen trinken einen Espresso. Bis nach dem Einkaufen zu warten und gemeinsam zu frühstücken ist anscheinend aus der Mode gekommen. Nachdem endlich die Einkaufsliste erstellt ist, hat keiner so recht Lust anzupacken. Ganze drei Leute werden entsandt, um die Einkäufe zu erledigen. Ohne sich selbst treu zu bleiben, fällt dem einen oder andern jetzt ein, nun doch endlich etwas essen zu wollen, der Einkauf wird aufgeschoben. Mit einem unkoordinierten Vorgehen habe ich zwar schon gerechnet, aber es ist mir trotzdem zunehmend ein Greuel, wenn

ich von Reise zu Reise feststellen muß, daß unter Deutschen langsam die Führungsstrukturen zusammenbrechen. Alles gerät aus den Fugen, jeder sehnt sich scheinbar nur danach, auch in einer Gemeinschaft tun und lassen zu können, was er will. Ihre mangelnde Selbstdisziplin aber zu entschuldigen, darin tun sie sich wahrlich nicht besonders schwer. So warte ich denn im Freien sitzend vor dem Café Sport geduldig ab, bis meine Mitsegler endlich ihren Kaffee geschlürft haben und sich an unsere Vereinbarung erinnern. Nachdem sie nun ihr Frühstück mit Fleiß in die Länge gezogen haben, werden Vorräte eingekauft, gebunkert, und als der stürmische Wind abgeflaut ist, die Sonne herauskommt und der Pico sich wolkenfrei zeigt, klarieren wir aus, setzen die Segel und nehmen Kurs auf Magdalena. Bei halbem Wind steuern wir im Sonnenschein die zwei gespenstischen Felsen an, die vor unserem Zielhafen bizarr aus dem Meer ragen. Einer von ihnen ist durchbrochen, besitzt ein Fenster.

Das Meer zwischen Faial und Horta ist kaum 100 m tief. Zu Zeiten von Atlantis mögen die beiden Inseln, die allenfalls durch einen engen Kanal voneinander getrennt waren, eine zusammenhängende Landmasse gebildet haben. Seit der letzten Eiszeit sind die Küstenlinien immer weiter zurückgewichen, und das Meer unter uns birgt möglicherweise ein Geheimnis – das des versunkenen Atlantis.

Als wir in Magdalena auf Pico einlaufen, steht starker Schwell ins Hafenbecken. Unser Anlegemanöver kann nicht gelingen. Zu hoch schlagen die Wogen gegen die Kaimauer, an ein ruhiges Liegen ist hier nicht zu denken. Daher müssen wir unser Vorhaben aufgeben und wieder nach Horta zurückkehren. Der Wind hat zwischenzeitlich aufgefrischt, eine Kaltfront zieht durch. Fröstelnd und frierend sitzen wir in der Pflicht, die Enttäuschung, zurückkehren zu müssen, steht uns ins Gesicht geschrieben.

Abends nach dem Einkaufen hat natürlich keiner Lust zum Kochen, denn wozu haben wir schließlich frische Ware eingekauft, wenn nicht, um sie alt werden zu lassen. Und wieder strebt alles wie abgesprochen zum Café Sport, denn nichts ist so groß auf diesem Schiff wie die Trägheit. Der Mannschaft fehlt es erheblich an Rührt-euch. Die Vorräte stehen in den Speichern, doch keiner, der sie aufbraucht. Jeder wartet auf den andern, damit man möglichst selbst nicht der erste ist, der einen Finger rührt.

Am nächsten Morgen bin ich wieder der erste, der aus seiner Koje kriecht, und während ich schon geduscht zurückkehre, kommen die anderen gerade erst aus ihn Kojen hervor. Früher war man es gewohnt, um 6 Uhr aufzustehen, um sieben gab es Frühstück und um acht wurde abgelegt. Heute ist alles anders. Die Leute hören es auch gar nicht mehr gern, wenn man ihnen etwas über Disziplin und geregelte Abläufe erzählt, dazu ist diese Mannschaft zu verlottert. Während ich bereits das Frühstück auftische, stützt Volker sich am ausklappbaren Esstisch auf, der daraufhin zusammenbricht, wobei gut die Hälfte des Geschirrs in die Brüche geht. Er schneidet sich dabei in die Finger, ohne daß er es überhaupt merkt. Erst, als ich ihn auf die Blutspuren aufmerksam mache, die er überall hinterläßt, nimmt er in seiner Ungeschicklichkeit überhaupt Notiz davon, reagiert aber, wie unter Schock stehend, sogleich ungehalten, als ich ihm nahelege, zuerst seine Wunden zu versorgen. Nachdem wir sämtliche Scherben mit akribischer Sorgfalt aufgelesen haben, können wir unser Etappenfrühstück fortsetzen. Als unser Skipper des Schadens gewahr wird, herrscht er mich – offenbar in der Annahme, ich hätte den Schaden verursacht – an, ich solle den zerbrochenen Teller durch einen neuen ersetzen. Auch später kommandiert er mich, wo er kann, von seiner Funktion als Schiffsführer ausgiebig Gebrauch machend, wie seinen persönlichen Laufburschen herum, denn er liebt es offenbar, Befehle zu erteilen. Er, der mir als Landwirt und Handelskaufmann im privaten Leben wohl kaum etwas zu sagen hätte, kehrt nun den Herrn heraus: ein Spiel mit vertauschten Farben.

Nach dem Frühstück herrscht eitel Sonnenschein, der Wind ist ergiebig genug, um 8 Knoten Fahrt zu machen. Am Morgen des Pfingstsonntags legen wir, hoffentlich zum letzten Mal, unter maltesischer Flagge von Horta ab, ein Großmeister und sechs Galeerensklaven, um un-

ter dem drohenden Vulkan schnell Fahrt aufs offene Meer aufzunehmen. Unser Ziel ist die Insel Graciosa, die Anmutige, die wir nach 46 Seemeilen erreicht haben wollen.

Die Seemannschaft hat sich mittlerweile eingespielt, das Setzen des Groß gerät allerdings zu einem Fiasko, weil die Jacht nicht gut im Wind steht. Pünktlich, als wir die 100-Meter-Tiefenlinie überqueren, die hypothetische Küstenlinie von Atlantis, taucht die Spitze des Vulkans aus den Wolken auf, eine mystische Stimmung umgibt uns. Wir müssen uns eingestehen, daß wir mit dem heutigen Tag außerordentliches Glück haben: die Temperaturen sind angenehm, die Farbe des Meers scheint blau zu leuchten, Bedingungen also, wie man sie nicht alltäglich antrifft. Doch was tut man nicht alles auf so einer Seefahrt, wenn man scheinbar nichts zu tun hat? Nun, man diskutiert, über Dinge, die zu bereden man sonst keine Zeit findet. „Religion und Politik gehören nicht auf ein Schiff“, läßt Rüdiger verlauten. Dabei hatte das Thema Religion gar keiner aufgegriffen, und nun will er auch noch, daß wir uns des Themas Politik enthalten. Der Trend heutiger Schiffsführer geht offenbar dahin, die Leute zu Unfreien zu machen und entsprechend zu erziehen, und zwar zu Duckmäusern, die sich nicht mehr selbst bestimmen dürfen. Es gibt kein Recht, die freie Meinungsäußerung zu unterdrücken, auch nicht auf einem Schiff, und erst recht nicht, wenn man als Schiffsführer dazu auserkoren ist, von seiner Schlichterrolle Gebrauch zu machen. Mir fällt auf, daß die Menschen generell immer ängstlicher werden; besonders die, die Führungsrollen wahrzunehmen haben, verzweifeln zunehmend an den an sie gestellten Aufgaben. Wie sonst ist es zu erklären, daß unser Skipper nun auch den Alkoholgenuß zwischen Ab- und Anlegen grundsätzlich verbietet. Nicht einmal ein Bier will er uns während der Fahrt genehmigen. Zur Rede gestellt, warum dies auf anderen Jachten des Unternehmens gestattet sei, auf dieser dagegen nicht, weiß er nur zur Begründung, dies sei seine persönliche Entscheidung. Daß die Raucher aus Rücksicht auf die Nichtraucher von ihrem Tun ablassen, vermag ich noch halbwegs zu begreifen, daß eine Null-Promille-Grenze aber auch auf einem Schiff eingeführt wird, welches mitten auf dem Atlantik segelt, ist überhaupt nicht nachzuvollziehen. Eine Seefahrt ist nämlich nicht nur lustig, sondern sie macht auch durstig. Möglicherweise aufgrund seines schlechten Gewissens, daß er uns soeben noch den Alkohol verweigerte, will er nun das Geschehene wiedergutmachen und serviert uns allen einen extra zubereiteten Capuccino. –

Sei es, daß ältere Herren kein Gefühl mehr für physikalische Abläufe besitzen, sei es ihre beinahe stoische Gelassenheit, mit der sie alle Aufregungen ertragen, passiert schon das nächste Malheur; denn just in dem Moment, als der Capuccino auf dem Tisch, auf dem am heutigen Tage schon genug Porzellan zerbrochen wurde, in Schräglage gerät, denkt Gaetano offenbar nicht an die Krängung, die eine Tasse wie auf der schiefen Ebene abrutschen läßt, und fängt sie, die soeben ihre Haftreibung überwunden hat, wie einen Tennisball auf, wobei ihr gesamter Inhalt überschwappt und sowohl meine Hose, mein einziger Pullover und selbst meine Schuhe noch über und über vollgespritzt werden, was hinterher so richtig schöne Flecken in der Kleidung hinterläßt. So etwas ist mir kurz hintereinander jetzt schon zum zweiten Male passiert, und stets waren ältere, ungeübte Mitsegler die Ursache. Es gibt betretene Gesichter anschließend, aber entschuldigen tut sich eigentlich auch keiner, denn so richtig einsehen will seinen Fehler natürlich niemand. Lediglich die Nähe zur Insel Graciosa, die wir nach achtstündiger Tagesfahrt endlich erreichen, entschädigt mit ihren steil abfallenden Küsten ein wenig für das Geschehene und macht die Sache schnell wieder vergessen. Dennoch komme ich mir manchmal mehr vor wie in einem Altersheim als wie auf einer Segeljacht.

Als wir abends in Praia, so heißt der Hafenort, in dem wir liegen, unser Abendessen einnehmen, zeigt sich bei einigen meiner Mitsegler ihr wahrer Charakter. Obwohl sie die Berge von Essen nicht mehr zu verzehren in der Lage sind, bestellen sie immer noch nach, um auch dieses wieder stehenzulassen. Es wäre zuviel Sand in den Muscheln, so ihre Begründung. Natürlich muß das Ganze noch mit einem ordentlichen Brandy begossen werden, als Ausgleich sozusagen für den Alkohol, auf den wir tagsüber verzichten mußten. Und immer ist Karel der letzte, der mit dem Essen fertig ist, ihm schmeckt einfach alles, und er weiß nicht,

wann er genug hat. Dabei schleppt er schon reichlich Übergewicht mit sich herum, und sein Sportsgeist beschränkt sich auf vieles Sitzen. Alles, was er tut, macht er sehr behäbig, so als müßte er erst darüber nachdenken. Aber er ist ein guter Zuhörer.

Unsere Sexualberaterin, die beim Überziehen der Persenning immer ausdrücklich darauf besteht, daß wir sie am Po abstützen, benimmt sich an diesem Abend ausgiebig daneben. Ganz nach Frauenart beschimpft sie mich wie aus heiterem Himmel auf eine schnöde und ungezogene Art, wie es sich vergleichsweise bei einem Partnerkrach anläßt. Da sie bereits mit dem Skipper ein Verhältnis eingegangen ist, habe ich bewußt darauf verzichtet, ihr den Hof zu machen, und dafür werde ich nun gehörig abgestraft. Habe ich mir doch mehrfach den Vorwurf anhören müssen, daß wir beide gleich alt seien. Dabei verkörpert sie genau den Typ von Frau, den ich am allerwenigsten schätze: befehlerisch, andere korrigierend, immer einen Vorwurf auf den Lippen und am liebsten die Rollen tauschend, von mangelndem Selbstbewußtsein keine Spur. Am nächsten Morgen versucht sie, wieder um schönes Wetter anzuhalten, sagt, sie hätte sich in meiner Abwesenheit Sorgen um mich gemacht, und da ich die Launen der Frauen nur allzugut kenne, gehe ich großzügig, ohne die Erinnerung daran wachzuhalten, darüber hinweg und nehme ihr Versöhnungsangebot an. Jeder ist nun sogleich bemüht, wieder mehr in das Verbindende anstatt Trennende zu investieren.

Noch während wir beim Frühstück sitzen, tritt ein Einheimischer an uns heran, namens João, um uns zu dem abendlichen Pfingstfest einzuladen. Alles sei frei zum Verzehr und an Getränken, meint er, mit Ausnahme von Bier, und wir nehmen ihn wie ein Crewmitglied freundlich in unseren Kreis auf. Sodann wird beschlossen, die Pfingstfeierlichkeiten auf Graciosa zu begehen, d.h. wir werden uns einen Tag auf der Insel aufhalten. Diese Gelegenheit nehme ich wahr, um mich der Last meiner Mitsegler vorübergehend zu entledigen, für die es ohnehin das höchste ist, herumchauffiert zu werden. Ich hingegen ziehe es vor, in die Caldeira hinaufzuwandern, Furna do Enxofre genannt, deren höchste Erhebung sich 402 m über den Meeresspiegel erhebt. Da die Insel nicht besonders groß ist, kann man alle Wege gut zu Fuß zurücklegen.

Schon gestern war mir aufgefallen, daß die Häuser, allesamt aus schwarzem Basaltstein erbaut, eine merkwürdige Mischung aus unbehauenen Feldsteinen und sorgsam bearbeiteten, polierten Quadersteinen darstellen, so als wären letztere aus einer hinterlassenen Ruinenstadt zusammengetragen. Da die fugenreine Bauweise ein älteres Zeugnis darstellt, wirft sich die Frage auf, wo denn jene Ruinenstadt einmal gelegen haben könnte, denn auf portugiesische Zeit dürften jene Quader wohl kaum datieren. Entgegen der offiziellen Lesart mag es sich so verhalten, daß es sehr wohl ältere Ruinen auf der Insel gab, welche aber von der damaligen portugiesischen Regierung bewußt geheimgehalten wurden, um nicht die Begehrlichkeiten fremder Nationen zu wecken, die dann auf dem Archipel ihre Besitzansprüche hätten anmelden können. Beinahe in jedes der heutigen Häuser sind solche Quader verbaut, wie man sie auf dem portugiesischen Festland nicht vorfindet, so daß es sich bei besagter Ruinenstadt durchaus um eine größere Ansiedlung gehandelt haben mag, vielleicht ein Erbe der Atlantiden, deren Hauptstadt durch eine von einem Seebeben ausgelöste Flutwelle und eine plötzliche Absenkung des Meeresbodens vernichtet worden ist, an derzeit unbekannter Stelle.

Nach anstrengendem Fußmarsch erreiche ich endlich die Caldeira, die nur durch einen durch den Kraterrand getriebenen Stollen betreten werden kann. Ich nenne ihn für mich das „Tor zu Atlantis“. Als ich am anderen Ende des Stollens wieder ans Licht trete, werde ich überrascht von einem märchenhaften Reichtum an seltenen Pflanzen und Bäumen, den ich daselbst nicht erwartet hätte. Es muß sich um die ursprüngliche Vegetation handeln, wie sie bei Ankunft der Portugiesen vorherrschte. Mächtige Regenwälder stehen im Innern der Caldeira, eine rechte Mischung aus Laub- und Nadelhölzern. Dazu ertönt von überallher ein buntes Durcheinander an Vogelstimmen, und man vernimmt das unaufhörliche Zirpen der Grillen und das Quaken der Frösche. Abgesehen von den Lauten der Natur ist es die Abgeschiedenheit selbst, das Fehlen jeglicher menschlichen Anwesenheit, welches den Ort so fantastisch

macht. Hier ist die Welt noch in Ordnung, wäre man versucht zu sagen, und Touristen gibt es auf der gesamten Insel außer uns keine. Inmitten der Caldeira hat sich bereits ein neuer Vulkan aufgetürmt, von dessen Aussichtskanzeln man einen Tiefblick genießt wie von einer Burg, die von einem mächtigen Grabensystem umgeben ist. Der ursprüngliche Vulkan muß eine gewaltige Höhe besessen haben, vielleicht war er einmal so hoch wie der Pico, ehe der Gipfelaufbau in grauer Vorzeit weggesprengt wurde und den mächtigen Einsturzkrater hinterließ. Am tiefsten Punkt des Kraters führt ein steiler Weg hinab ins Innere des Vulkans, durch dessen Schlund die Erde permanent giftig-grüne Schwefeldämpfe aushaucht.

Plötzlich höre ich Stimmen. Meine Mitsegler sind mittlerweile auch heraufgekommen, doch dürften sie längst nicht so viele Eindrücke gesammelt haben wie ich, der ich den ganzen Weg zu Fuß zurückgelegt habe. Mein Radius ist dafür begrenzter, aber meine Kräfte erlauben mir noch, zu Fuß nach Lagoa zu wandern, ehe ich mich wie sie in die Pfingstfeierlichkeiten stürze. Doch diese lassen auf sich warten, der Gottesdienst beginnt erst um 18 Uhr. Bis die kostenlose Volksspeisung beginnen kann, wird es 20 Uhr. Fast die ganze Insel ist zusammengekommen, die Ärmsten der Armen, aber auch die Heiratswilligen, denn auch dazu wird dieses Fest gern genutzt. Allein die Schönste der Schönen ist fast noch ein Kind. Unsere Mannschaft hat indes nicht einmal mehr die Kraft, ihr Hungergefühl solange zu bezähmen, bis die Küche geöffnet hat, sondern strebt, gänzlich ohne Durchhaltevermögen, dem nächsten Restaurant zu, um sich schon einmal vorab zu sättigen. Wer aber nun gedacht hat, sie hätten schon genug gegessen, sieht sich hierin getäuscht, denn nach unserer üppigen „Vorspeise“ beginnt erst das eigentliche Mahl. Nachdem der Rotwein reichlich durch die durstigen Kehlen geflossen ist, befällt die meisten ein vorzeitiges Schlafbedürfnis, dem sie nicht widerstehen können. Der schwachen Kondition meiner Mitsegler ist es zu danken, daß sich die meisten von ihnen von dem rauschenden Fest bereits wieder losgesagt haben, als es gerade erst so richtig begonnen hat. –

Hinter Praia befinden sich, unter dichtem Urwald begraben, Zeugen einer früheren Vergangenheit. Fast eine ganze vorzeitliche Stadt ist hier vom Dschungel überwuchert, wie ein Amphitheater in das Halbrund einer nach einer Seite offenen Caldeira eingebettet. Die Mauern besitzen noch eine Höhe von fast zwei Metern, zu hoch also, um nur die Funktion eines reinen Erosionsschutzes zu erklären, insbesondere nicht in den windgeschützten Niederungen. Ich kann nicht glauben, daß diese Trockenmauern von den Einheimischen aufgeschichtet wurden. Die Bevölkerung der Insel war allezeit zu gering, um in der Periode der ersten portugiesischen Besiedlung, von 1450 bis zur großen Abwanderungswelle um 1870, mit der die Bevölkerung um die Hälfte geschrumpft ist, derartige Steinmassen zu bewegen. Die Steine mußten ja von irgendwoher geholt werden und dann zu diesen Mauern aufgetürmt werden, was teilweise ohne künstliche Hilfsvorrichtungen gar nicht möglich gewesen wäre. Die Menschen hatten anderes zu besorgen, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten, als sich um das wenig ertragreiche Zusammengetragen von Steinen zu bemühen. Die Körperkräfte dieser kleinen schwachen Inselbewohner können dieses nicht geleistet haben. Zudem sind keine Quellen bekannt, die besagen, daß jene die ganze Insel überziehenden Trockenmauern nicht bereits vorhanden waren, als die ersten Portugiesen und Flamen sich hier niederließen. Nachkommen von Negersklaven finden sich unter der Bevölkerung kaum, also kann die Arbeit auch nicht von diesen verrichtet worden sein. Auch in Griechenland findet man immer wieder diese auf die Pelasger, die vorgriechischen Bewohner der Ägäis, zurückgehenden Trockenmauern, die scheinbar als Besitzabgrenzungen gedacht waren, ein Zweck, wie ihn heute Zäune aus Draht erfüllen. Innerhalb der Mauern konnte man sein Vieh leicht von dem anderer auseinanderhalten, damit es nicht zu den gefürchteten Besitzstreitigkeiten kam. Die Bodenerosion stellte außerdem auf vulkanischem Untergrund nie ein Problem dar, da in Abständen immer wieder neue Lavamassen und Ascheregen für nachwachsenden fruchtbaren Boden sorgten.

Wer aber waren jene, die im Neolithikum diese Mauern errichteten? Sie sind wahrscheinlich ausgestorben, denn bei Ankunft der ersten portugiesischen Siedler waren die Inseln un-



bewohnt, was aber nicht unbedingt heißt, daß sie niemals bewohnt waren. Wenngleich bisher keine Grabbauten oder Tempelanlagen gefunden wurden, könnten sich dennoch spätere Bewohner des reichlich vorhandenen Baumaterials bedient haben und die bodenständige Bauweise übernommen haben. Andere Erklärungsversuche besagen, daß die Mauern angelegt wurden, um die Weingärten vor Erosion zu schützen. Die Bäume, die heute darauf wachsen, haben aber ein Alter von mehreren hundert Jahren, sie hätten also die Weinberge schon damals überdeckt. Zweitens ist die Höhe der Mauern zu groß, denn Wein benötigt zu seinem Gedeihen Sonne und ist nicht wie die Tomate eine Schattenfrucht. Wo sind also die frühen Bewohner dieser Stadtanlage, die an Choïrokoitia auf Zypern erinnert, der nachweislich ältesten neolithischen Stadt, abgeblieben? War es möglicherweise eine Siedlung von Neandertalern? Gleichwie, es muß sich um eine ausdauernde kräftige Rasse gehandelt haben, die eine solche Schwerstarbeit verrichten konnte. Verglichen mit dem heutigen Homo sapiens war der Neandertaler viel stärker, er konnte Lasten deutlich leichter bewegen als ein 1,50 m großer Portugiese. Rätselhaft bleibt einzig, warum nirgends so etwas wie eine Tempelanlage oder ein Heiligtum zu finden ist, aber auch das ist nicht weiter verwunderlich, weil die ältesten Tempel der Menschheit, die Megalithbauten, erst gut 6000 Jahre alt sind. Die Menschen kannten damals also noch nicht diese Form der Götterverehrung.

Es gibt noch viele andere offene Fragen. Wie kamen beispielsweise die blauen Eidechsen auf die Inseln? Man kann diese Fragen ausdehnen. Wie kamen überdies die Leguane auf die Galapagos-Inseln oder die Warane nach Comodo? Für die Azoren glauben wir die Antwort zu kennen. Die Inseln müssen uralte sein. Sie liegen vermutlich exakt auf der Trennlinie der eurasischen und der nordamerikanischen Platte, die sich nach Alfred Wegener genau an jener Stelle voneinander getrennt haben, und zwar in grauer Vorzeit, als noch Echsen das Land beherrschten. Bei den Azoren grenzten also die Kontinentalplatten aus Ost und West einmal aneinander. Die Pflanzen können aber auch später durch vom Meer angeschwemmte Samen gesprossen sein. Solchen Fragen nachgehend segeln wir zwischen den Inseln Graciosa und Terceira hindurch, bei mäßigem Wind, aber mindestens 6-7 kn Fahrt machend, bei relativ hohem Luftdruck, den Ort Angra do Heroísmo ansteuernd. Seglerisch scheint heute alles bestens zu klappen, die Mannschaft wirkt entspannt und döst untätig vor sich hin. Delphine sind das einzige, was unterwegs ein wenig Abwechslung bietet. –

Mit dem sozialen Engagement verhält es sich an Bord ganz unterschiedlich. Folker und Hans sind beinahe die einzigen, die sich um die Crew bemühen, indem sie des öfteren der Mannschaft belegte Brötchen servieren, bei Karel verhält es sich genau umgekehrt, er läßt sich lieber bewirten. Auch Gaetano und Andrea engagieren sich nicht besonders – eine auffallende Eigenschaft übrigens besonders von Hellhäutigen, beide Hände in den Hosensack zu stecken. Sie genießen lieber den Törn, als daß sie ihn als etwas organisiertes Gemeinsames begreifen, bei dem ein geordneter Ablauf und Einsatzbereitschaft gefordert sind.

In der Mannschaft hat sich die Stimmung zwischenzeitlich wieder einigermaßen aufgeheizt, die Antworten der Männer werden zackiger, ihr Verhalten an Bord zunehmend kindischer. Besonders Hans, ein „ketzerischer“ Hugonotte, der, wie seit jeher jeder Abtrünnige, in Deutschland freundliche Aufnahme gefunden hat, gibt Sentenzen von sich, die kein Mensch mehr versteht. Dabei sollten wir eigentlich froh sein, daß wir die Havarie gut überstanden haben. Im Übereifer haben wir nämlich zuviel Segelfläche gesetzt, der Trimm muß daher immer wieder nachgebessert werden; besonders Andrea kann er gar nicht gut genug sein. Dabei müßten sie doch alle wissen, daß zuviel Krängung die Fahrt eher verlangsamt. – Dann ist es Zeit zu reffen. Doch anstatt wenigstens das erste Reff einzulegen, versucht unser Skipper das Unterliek noch mehr zu strecken, kurbelt aus Leibeskräften an der Winsch, bis schließlich der Unterliekstrecker reißt. Für einen Moment herrscht nervöse Aufregung an Bord. Rüdiger schreit Folker an, der in einer kritischen Situation unangemessene Ratschläge erteilt. Allein ich bleibe still und abwartend sitzen, wie Rüdiger das Problem zu lösen gedenkt. Der aber legt das erste Reff ein, was schon früher angezeigt gewesen wäre. Ich hatte von Anfang an den

Verdacht, daß er einiges auf die leichte Schulter nimmt. Seekarten habe ich bei ihm noch niemals gesehen, vielleicht hat er gar keine dabei.

Ein Schwarm Delphine, die eine Zeitlang vor unserem Bug herschwimmen, verheißt glücklichere Aussichten. Die Insel Terceira ist nun schon zum Greifen nah. Zwei Wenden sind notwendig, um den Versatz durch Wind auszugleichen. Doch schließlich kommen wir alle heil und munter ans Ziel.

Angra do Heroísmo auf Terceira besitzt eine saubere Marina, im Hafen ist man vor jedem Schwell sicher und kann hier gut liegen. Angra ist einer der wenigen Häfen der Insel, die überall rundherum steil ins Meer abfällt. Die Hafeneinfahrt wird von zwei portugiesischen Seefestungen flankiert, die die Stadt vor Piraten oder feindlichen Überfällen schützen sollten. Der Ort selbst ist sehr malerisch und sehr sauber, das Stadtbild überaus homogen. Einen großen Reichtum strahlt die Stadt nicht aus, lediglich in den Bau der Kathedrale scheint man eine größere Summe investiert zu haben.

Nach unserer relativ späten Ankunft gibt es für Folker, unserem am meisten kulinarisch Gesinnten, wieder nichts Wichtigeres, als uns in das teuerste Lokal des Ortes zu lotsen, wo an einem einzigen Abend fast ein Drittel der Bordkasse verpulvert wird, nicht ohne daß sich unsere Trinker noch einen tüchtigen Cognac obendrein gönnen, der gemessen an der ausgeschenkten Menge dem Fünffachen von dem gleichkommt, was man im restlichen Europa eingekauft kriegt. Wieder sind wir fast schon von den Vorspeisen satt geworden, woraufhin die, die am meisten zu einem Hauptgang rieten, auch das meiste zurückgehen lassen. Keiner derer, die das rechte Maß dafür verloren haben, was weniger Reiche sich leisten können, hat irgendwelche Skrupel darüber, daß wir fast jeden Tag große Essensreste wegwerfen müssen, weil sie, ohne darüber Reue zu empfinden, den einmal eingeschlagenen, verderblichen Weg unbeirrt weiter beschreiten. Nicht einmal der Skipper besitzt soviel Ehrfurcht – wo er doch von der Mannschaft ausgehalten wird –, ein paar mahnende Worte zu reden. Wieder einmal liegt es an mir, der ich die Übelkeit verursachende Gefräßigkeit meiner Mitsegler kaum noch ertragen kann, an ihr besseres Ich zu appellieren.

Am nächsten Morgen gibt es nichts Wichtigeres, als daß wir zuerst unseren Körper pflegen. Da das Marinagebäude eingezäunt ist, kann man nur duschen gehen, wenn man eine Chipkarte besitzt. Obwohl wir nun schon über 12 Stunden am Kai liegen, hat es Rüdiger bisher nicht geschafft, es so zu organisieren, daß wir alle ungehindert und zu jeder Zeit Zutritt haben und uns frei bewegen können. In allem, was das Organisatorische anbelangt, zeigt er sich wenig talentiert; dafür lacht er rund um die Uhr anhaltend laut, was allerdings auch nicht für alles entschädigt. Während ich also vor verschlossenen Türen sitze und auch meine Mitsegler, soweit sie auf dem Boot geblieben sind, weder ein noch aus wissen, staut sich in mir immer mehr Wut auf, die anderen hingegen ertragen das Chaos gelassen.

Nach dem Frühstück, zu dem es selbstgebackenen Kuchen gibt, sind wir frei, uns den Aufenthalt auf der Insel so angenehm wie möglich zu gestalten. Ich nutze die Gelegenheit wieder dazu, den Spuren der Atlantiden nachzugehen, nehme mir in Angra ein Taxi und lasse mich hinauf zu den Furnas do Enxofre fahren. Und mein Instinkt sollte mich auch diesmal nicht trügen. Obwohl hier heroben in mehr als 1000 m Höhe weder Wein gedeiht noch die Erde irgendwelche Gaben beut, findet man erneut jene auch auf den anderen Inseln vorhandenen Trockenmauern, womit nun eindeutig der Beweis erbracht scheint, daß diese keineswegs wegen der Bodenerosion errichtet worden sind, sondern aus anderen, territorialen Gründen entstanden sein müssen. Vermutlich waren die Fumarolen einst ein Ort heiliger Handlungen, denn wie stets bei alten Kulturen wurde mit dem Einatmen der Dämpfe die Gabe der Weissagung verknüpft. Sämtliche alten Orakelstätten, die wir kennen, atmen den Hauch solcher Dämpfe, wie sie hier im alten Atlantis nicht minder austreten. Die kultischen Zeremonien, die von den urzeitlichen Bewohnern ausgeübt wurden, müssen in rituellen Handlungen gegipfelt haben, bei denen die Opfer – Menschen oder Tiere – irgendwelchen animistischen Gottheiten dargebracht wurden. Skelette oder Spuren von Werkzeugen wurden bisher aber nicht aufge-

funden, doch hat wahrscheinlich auch noch niemand gezielt danach gesucht. Auf jeden Fall birgt dieser Vulkan auf Terceira, namens Santa Barbara, noch so manches ungelüftete Geheimnis, das weiter reicht als die fantastische, einzigartige Flora ringsum, die aus seltenen Farnen und Schachtelhalmgewächsen besteht, also genau diejenigen Arten repräsentiert, die aus der Urzeit unserer Erde stammen und vermutlich aufgrund einer Klimaänderung in Miniaturform, wie etwa die überlebenden Echsen, auf unsere Zeit gekommen sind.

Der Vulkan hüllt sich mittlerweile in dichte Wolken, die mir beinahe die Sicht rauben. Dennoch beschließe ich, die mehrstündige Wanderung, zu der meine Mitsegler nicht zu bewegen waren, allein anzutreten. Zunächst führt mein Weg zu der Lavahöhle Algar do Carvão, die ich allerdings verschlossen finde. Die Wanderung hierher führt durch eine ganz eigenartige, wundersame Flora. Es scheint beinahe eine einzige, nur hier vorkommende Baumart zu geben, welche die Feuchtigkeit aus der schwül-warmen Luft über feinfiedrige Nadeln aufnimmt. Die Wipfel der Bäume bilden eine Form von halbrunden Bällen aus, wie mit einem Kurzhaarschnitt versehen, so als wollten sie zum Streicheln einladen. Am Boden unter ihnen gedeihen in Europa nie gesehene Gräser, und immer wieder tauchen Farne auf. Hier hat der Mensch noch kaum in die Natur eingegriffen. Auch Vogelgezitscher und das Quaken von Fröschen hellt diese seltsam verschlossene Landschaft ein wenig auf. Auf Irr- und Abwegen wandelnd habe ich schon reichlich viel Zeit verloren, so daß meine Sorge nicht die verbleibende Strecke darstellt, sondern allein die Tatsache, daß ich für eine 5stündige Wanderung lediglich zwei Kiwis als Wegzehrung mitgenommen habe. Dem Gelände folgend versuche ich zunächst am Rand der Caldeira entlangzugehen, doch den im Tourenführer bezeichneten Einstieg finde ich nicht, weder den schmalen Weg noch die weißen Pfeile. Auch das beschriebene Gatter befindet sich nicht dort, wo es sein müßte, die Entfernungsangaben von den Wegmarken an gerechnet stimmen überhaupt nicht. Statt dessen erwarten mich nur Stacheldraht und Trockenmauern, die es zu überwinden gilt und die mein Weiterkommen erheblich erschweren. Überall sind die Hänge steil und mit Disteln und undurchdringlichem Gestrüpp überwachsen, die Rinderweiden eingezäunt, der Boden von den Tritten der Paarhufer durchlöchert. Das Tückische daran ist, daß man die Löcher aufgrund des darüber wachsenden Büschelgrases nicht sieht. So taste ich mich denn Tritt für Tritt, mich aufgrund meines für diese Wanderung völlig ungeeigneten Schuhwerks zunehmender Unsicherheit ausgesetzt sehend, mühsam voran, bis das Unvorhergesehene eintritt und alles kommt, wie es kommen muß: Ich falle in ein Loch und lande auf dem Bauch. Fluchend, wenngleich auch das nichts hilft, versuche ich mich über die Weide in den nahen Wald zu retten, aber auch hier gilt es zunächst wieder, Stacheldrahtzäune zu überwinden. Als ich dann den Hirtenhund erblicke, ziehe ich mich über die Mauern zurück, irre durchs Dickicht, mache riesige Umwege wegen des undurchdringlichen Brombeergestrüpps und lande nach einer eineinhalbstündigen Odyssee am Ende wieder auf der Straße, von der ich meinen Ausgang nahm.

Nachdem die Einheimischen keine Spaziergänger sind und nichts dergleichen für den Wanderer erleichtert wird, sondern umgekehrt noch erschwert, gebe ich mein Vorhaben kurzerhand auf und wandere auf der Fahrstraße nach Angra zurück, zuletzt auf einem im Bau befindlichen Stück Autobahn. Der Weg durch die Caldeira ist auch ohnedies faszinierend genug, die Steilabfälle der Abhänge der höchsten Erhebung auf dem Kraterrand, dem Pico Rosto, reichlich jäh, aber durch den doppelt so langen Umweg auch erschöpfend. Als ich in Angra wieder mein Schiff erreiche, ist die Crew längst weg, ohne für mich eine Nachricht hinterlassen zu haben. Einen Stierkampf haben sie sich angesehen, wie ich am nächsten Morgen erfahren. Nachdem ich fast alle Restaurants der Stadt vergeblich nach ihnen abgeklopft habe, gebe ich die Suche auf, nehme ein bescheidenes Abendessen ein und lege mich früh schlafen, denn morgen heißt es früh raus.

Das Wetter ist auch am nächsten Tag nicht gerade optimal, kaum ein Lüftchen, das sich regt. Somit werden wir heute, zumal zwei von uns nach Hause fliegen, ein längeres Stück unter Motor ablaufen müssen. Beim überhasteten Ablegen noch während des Frühstückes hat

unser Skipper im Hafenbecken Grundberührung, weil er viel zu dicht an die Molensteine heranfährt. Mehrere Kaffeetassen kippen um, als plötzlich ein Ruck durchs Schiff geht. Selbst aus der Tasse, die ich fest in Händen halte, geht das meiste verschütt. Eine solche Grundberührung habe ich, seit ich Segler bin, noch nie erlebt, der Skipper sinkt dadurch in meiner Achtung. Er läßt auch nicht nachprüfen, ob von irgendwoher Wasser eindringt, sondern läuft einfach aus. Ob er gemäß guter Seemannschaft einen Logbucheintrag gemacht hat, vermag ich nicht zu beurteilen. Ein Logbuch jedenfalls habe ich auf dem Navigationstisch noch niemals liegen sehen, ebensowenig, wie ich ihn jemals an einer Karte arbeiten sah. Er macht offenbar alles mit seinem Computer, mit dem man nachträglich Eintragungen beliebig fälschen kann. Auch davon, zur Sicherheit den Kurs in der Karte mitzuplotten, hält er anscheinend nichts. Würde die komplette elektrische Anlage an Bord ausfallen, wüßten wir nicht, wie wir uns behelfen müßten. Nur der Tatsache, daß so etwas selten passiert, ist es zu danken, daß keine strengeren Auflagen seitens der Behörden gemacht werden.

Auf gleichmäßig stetigem Kurs von 135° nähern wir uns langsam aber sicher der Insel São Miguel, meistens unter Mitlaufen der Maschine, denn nur selten ist der Wind steif genug, um uns ohne Motorunterstützung voranzutreiben. Zwischendurch fängt es auch an, leicht zu regnen, doch die Stimmung ist gut. Lediglich Folker läßt keine Gelegenheit verstreichen, mir eins auszuwischen. Ich würde die Arbeit sehen, ohne sie zu erledigen, meint er, und das in einem Befehlstone, wie er sich nicht einmal für einen Schiffsführer ziemt. Ich reagiere in solchen Situationen meist gelassen, bleibe sachlich und kühl, denn schließlich liegt das Problem der Überforderung auf seiner Seite. Trotz seines vorgerückten Alters rivalisiert er immer noch mit den Jüngeren, obwohl ihm langsam zu Bewußtsein kommen müßte, daß er irgendwann nicht mehr mithalten kann. Sein Freund Hans paßt aufgrund seiner vorlauten Art recht gut zu ihm. Beide essen sich gegenseitig von den Tellern, das einzige, was noch fehlt ist, daß sie sich gegenseitig füttern. Aber auch angesichts von soviel Zärtlichkeit unter Männern gelingt es beiden nicht, mich aus der Fassung zu bringen, und wenn sie noch so viele Nebenabreden treffen.

Andrea hat am heutigen Tag gegläntzt, nicht nur, daß sie von ihrem Befehlstone etwas abgerückt ist, sondern auch dadurch, daß sie sich um unser leibliches Wohl verdient gemacht hat. Gaetano reagiert immer etwas eigensinnig, wenn er angesprochen wird, versteckt sich hinter seinen großen Zigarren, von denen er immer eine im Mund hat und genußvoll in sich hineinzieht, mit aufgesetztem Grinsen. So äußert er denn irgendwann den Wunsch, daß man sich über Atlantis nicht mehr unterhalten möge, zu anspruchsvoll sei dieses Thema für einfache Seeleute. Stolz auf sein Fatum, läßt er uns eines schönen Tages wissen, daß er es „zu etwas gebracht“ habe, und das sei schließlich, was zähle. Auch Andrea raucht ihre Zigarillos, geschweige denn, daß Folker sich des Rauchens enthalten könnte, angesichts der großen Töne, die er lauthals gespuckt hat (nämlich daß er auf dem Schiff nicht rauchen würde), was er dann aber doch nicht lassen kann und seinen guten Vorsätzen untreu wird. Karel zeigt keine große Lust, das Ruder zu übernehmen, auf eine Bank im Salon hingekauert, übermannt ihn statt dessen der Schlaf. Denn wenn wir nicht kochen, dann schlafen wir, und wenn wir nicht schlafen, essen wir. Wer schläft, sündigt bekanntlich nicht, jedenfalls nicht auf diesem Schiff. Unser Elan, der nie besonders ausgeprägt war, ist nun gänzlich von uns gewichen, wir gleichen mehr einem Golfclub als einer Regattamannschaft, und in Sachen Atlantis konnte ich auch keine weiteren Fortschritte erzielen.

Nachdem im Tagesverlauf das Wetter mehr und mehr aufklart, zeigt sich die Welt im eiteln Sonnenschein, der Mond steht hell am blauen Himmel, das Meer hat seine leuchtende Farbe wiedergewonnen, und im Gegenlicht spiegelt sich blendend unser hellstes Gestirn. Bei 7 kn Fahrt haben wir früher als erwartet die Insel São Miguel erreicht, deren Südspitze wir nun umrunden, um unseren Zielhafen Ponta Delgada anzusteuern. In der mond hellen Nacht tasten wir uns in nur geringem Abstand zum Land an der Steilküste entlang, da der Meeresboden

hier rasch in ansehnliche Wassertiefen abfällt, bis wir die Molenlichter sehen, die uns ein sicheres Geleit in den Hafen geben.

Anstatt sich einen festen Liegeplatz auszusuchen, geht Rüdiger wieder an den Tankanleger, so als würde er sich scheuen, bei Dunkelheit anzulegen. Mir fällt das deswegen auf, weil ich keinen anderen Skipper kenne, der so etwas je gemacht hat. Morgen vormittag werden wir das Schiff daher verholen müssen, was uns wertvolle Stunden des Tages kostet.

Karel träumt noch von einem mitternächtlichen Mahl. Er ist der dickste von uns und wird ständig von Hunger geplagt. Für die, denen Essen nicht soviel bedeutet, ist er eine dauernde Last. Nachdem dieser Abend der letzte für Gaetano ist, der uns morgen verlassen wird, leeren wir vor dem Schlafengehen noch drei Flaschen Rotwein zusammen, ehe wir dann alle in einen erquickenden Schlaf versinken.

Am nächsten Morgen erklärt Folker einseitig, er würde in den Nautik-Club frühstücken gehen, womit das Frühstück für die anderen geplätzt ist. Eine solche Selbstherrlichkeit eines einzelnen stört den ordnungsgemäßen Ablauf eines jeden Segeltörns, der eine Verpflichtung gegenüber der Gemeinschaft bedeutet, so daß nicht sein kann, daß immer einer aus der Reihe tanzt. Anstatt sich als Individualist eine eigene Yacht zu chartern, wo er dann tun und lassen kann, was er will, und sich nicht mit anderen arrangieren muß – was für ihn sicher die bessere Lösung wäre –, diktiert er den anderen durch seine Eigensinnigkeit kompromißlos das weitere Vorgehen. Und er findet darin auch noch Zuspruch, was die Gruppe in zwei Lager spaltet. Als die einen schon weg sind und die anderen noch nicht wissen, wo sie frühstücken sollen, gebe ich Andrea Bescheid, daß ich mich unabhängig machen werde, um die Insel zu erkunden, ein Vorschlag, der sicher von einigen nicht unangenehm aufgenommen werden dürfte. Nach einem Blitzfrühstück schnappe ich mir ein Taxi, handele kurzerhand den Preis aus und fahre für einen Spottbetrag 26 km quer durch die Insel, zum königlichen Ausblick Vista do Rei. Der Taxifahrer scheint sich an keine Geschwindigkeitsbeschränkung zu halten, denn wir jagen mit mindestens Tempo 100 durch die engen Gassen der Ortschaften, weder vorausschauend noch mit Rücksicht auf irgendwelche Passanten. Gefährliche Überholmanöver, ein Kurvenverhalten, daß es uns beinahe hinausträgt, machen den typischen Reiz einer Fahrt über die Insel aus. Glücklicherweise angekommen, ist der Ausblick, den ich gerade noch erhaschen kann, ehe die Wolkendecke sich schließt, wirklich famos. Es soll sich um den schönsten Aussichtspunkt auf den ganzen Azoren handeln. Unter uns liegen zwei Seen, der Lagoa Verde, der Grüne See, und der Lagoa Azul, der Blaue See, umrahmt von steilen Kraterwänden. Daneben gibt es noch einige kleinere Seen innerhalb der Caldeira, etwa den Lagoa de Santiago und den Lagoa Reisa, die den besonderen Charme von Sete Cidades, den sieben Städten, ausmachen. Es müssen dies gleichsam die sieben atlantischen Städte gewesen sein, deren Reste man hier vorgefunden hat, denn atlantisches Mauerwerk, große, exakt behauene Basaltquader, findet man hier allerorts in den Hauswänden verbaut.

Nachdem ich vom Vista do Rei zum Fuß der Caldeira abgestiegen bin, durch ebenso märchenhafte wie unberührt scheinende Wälder, die mit üppig wuchernden japanischen Sichel-tannen bestanden sind, stehe ich nach einem dreiviertelstündigen Abstieg am Lagoa Verde, dem Grünen See, dessen senkrechte Steilufer unter dem Bewuchs regelrecht verschwinden. Eine schaurig-schöne Natur breitet sich vor meinen Augen aus, so daß es mir abwechselnd heiß und kalt über den Rücken läuft. Das Wasser des Sees ist, wie der Name schon sagt, giftig grün, kaum ein Windhauch kräuselt den Wasserspiegel, nur ein Gewirr von Vogelstimmen unterbricht die Stille. Ein Weg führt am Ufer des Sees entlang und endet unvermutet an einer Steilwand, so daß man gehalten ist umzukehren. Über eine steinerne Brücke, die mich an eine römische Bogenbrücke erinnert, gelange ich an den inneren Rand der Caldeira rings um den Lagoa Azul. Keiner der beiden Seen kann bislang umwandert werden, und das ist gut so, denn es würde der majestätischen Natur ringsum nur Abbruch tun, wollte man hier wirklich einen Weg aus dem Felsen schlagen.

Unterwegs finde ich erneut Zeugen einer hochentwickelten Vergangenheit: behauenes Quadergestein als Umzäunung eines einfachen Wohnhauses. Welcher normaldenkende Mensch würde solchen Aufwand treiben und in die Umzäunung seines Wohngrundstücks mehr Arbeit investieren als in die Wohnung selbst. Meiner Meinung nach mag zwar der Name Sete Cidades, „sieben Städte“, auf eine Legende zurückgehen, aber an jeder Legende ist meist auch ein Körnchen Wahrheit. Zum Beweis meiner „Entdeckung“ fotografiere ich dieses „punische“ Mauerwerk, welches durchaus mit der Bauweise im Stil von Baalbek, einer gewaltigen Tempelanlage in Syrien, mithalten kann. Woher soll die Sage von Atlantis denn kommen, wenn nicht von den Phöniziern, den einzigen Handelspartnern der Ägypter, die auf eine noch ältere Kultur zurückblicken können und sich insbesondere auch auf den Bau hochseetüchtiger Schiffe verstanden, bevor diese sonst irgendwo bekannt waren. Leider kann man Steine mit der C14-Methode nicht datieren, so daß immer auch Zweifel bestehen bleiben. Der phönizische Münzfund auf Corvo, die mysteriösen Quadermauerreste an völlig unverständlichen Stellen und die Menge des transportierten Materials schlechthin nähren weiterhin die These, daß die Inselgruppe der Azoren den Phöniziern bereits bekannt war, und daß die Atlantiden sich direkt auf sie zurückführen, lange bevor die Kelten ins Licht der Geschichte traten. Vermutlich haben die Reste der phönizischen Erstbesiedler nach einem oder mehreren großen Erdbeben oder Vulkanausbrüchen, verbunden mit einer gewaltigen Flutwelle, die Inseln für immer verlassen. Kein Portugiese hat jemals berichtet, daß die Azoren vor ihrer Entdeckung besiedelt waren, keiner hat jedoch auch bestritten, daß es Überreste einer früheren Vergangenheit gab, und falls doch, dann schützte die portugiesische Krone dieses Wissen, damit keine andere Nation je Anspruch auf die neu entdeckten Inseln erheben konnte, und untersagte seine weitere Verbreitung.

Im Ort Sete Cidades suche ich nun nach Rückkehrmöglichkeiten. In einem Restaurant erhalte ich freundlich Auskunft über die Busverbindungen zurück nach Ponta Delgada. Um nicht länger als eine Stunde warten zu müssen, beschließe ich noch eine weitere Tour anzuhängen, die durch die Caldeira nach Mosteiros führt, aber nicht über den Kraterrand hinweg, sondern durch einen Stollen, den man, um bei Überlauf des Sees die Überflutung des Ortes zu verhindern, durch das Gestein getrieben hat. Ich vermute, daß der See unterirdisch, und nicht bloß von Regenwasser gespeist wird. Ein älterer Überlauf könnte durch diesen ersetzt worden sein. Im Ort erkundige ich mich, ob ich den Tunnel ohne Licht gefahrlos durchqueren kann. Alle sprechen ein bißchen englisch, und gemeinsam verständigen wir uns darauf, daß ich nun für mein Vorhaben im „Store“ eine Taschenlampe besorgen muß. Wie ich dann nachträglich feststelle, hatten die Damen durchaus recht. Ganz am Ende des 1385 m langen Tunnels sehe ich ein winziges Licht. Es gibt zwar ein Geländer, an dem man sich festhalten kann, aber die Röhre ist immer wieder durch Ventile unterbrochen, an denen man sich im dunkeln stoßen kann. Kurzsenschlossen wage ich den Einstieg, mit dem spärlichen Licht die nähere Umgebung schwach erhellend, hell genug jedoch, um jede Art von Hindernissen erkennen zu können. Im Innern ist der Tunnel mit Quadersteinen ausgekleidet, welche Notwendigkeit ich so gar nicht einsehen mag, wenn dieser, wie in den Reiseführern beschrieben, angeblich erst 1930 gebaut worden ist. Vermutlich hatten bereits die alten Phönizier, so sie hier waren, derselben Not gehorchend, ein ähnliches System angelegt, vielleicht sogar den Vorläufertunnel von diesem. An manchen Stellen tropft es naß von den Wänden, und immer wieder trete ich knöchelhoch ins Wasser, aber am Ende komme ich dennoch, wie nach einem bösen Spuk, heil wieder ans Tageslicht. Während ich durch die Röhre wandere, schießen mir Gedanken durch den Kopf, was wäre, wenn nun plötzlich ein Erdbeben einsetzen würde; dann würde der Kanal sicherlich geflutet und ich müßte wie eine Maus ertrinken. Nach einer weiteren halben Stunde Wegs komme ich nach steilem Abstieg im Ort Mosteiros an, als mir gerade der Bus vor der Nase davonfährt. Ein hilfsbereiter Einheimischer ruft ein Taxi für mich, das mich in einer halben Stunde nach Ponta Delgada zurückbringt. Der Taxifahrer begeht dieselbe Raserei wie schon sein Vorgänger heute morgen. Da taucht eine Kuhherde vor uns auf, die nicht

überholt werden kann, so daß sich ein langer Stau dahinter bildet. Alles Hupen hilft hier nichts, und als eine Kuh Reißaus nimmt, rennt ihr der Bauer auch noch hinterher.

Als ich zum Schiff zurückkehre, erlebe ich erneut eine böse Überraschung: auf unserem Boot haben sich zwei ungebetene Gäste eingenistet, die vom Skipper aus der Bordkasse gepflegt werden, aber nicht auf dessen eigene Kosten, sondern auf die unsrigen. Man ist gezwungen, sich auf seinem eigenen Schiff in unerwünschte Gesellschaft zu begeben. Egal, ob die Leute sich nun von sich aus eingeladen haben oder nicht, ist dies ein absoluter Tabubruch, der mir in dieser Form noch nicht begegnet ist. Auch meine zurückkehrenden Mitsegler scheinen nichts gegen die ungebetenen Gäste zu haben, zu groß ist ihre Furcht vor dem Skipper. Als wir dann abends, nachdem uns unsere Gäste, offenbar aus Mangel an Feingefühl, übermäßig lang vom geplanten Essensgang abgehalten haben, noch kurz zu einem Schnellimbiss eilen, ehe die Küche zumacht, setzt sich einer der beiden ungefragt zu uns an den Tisch und ißt mit der größten Selbstverständlichkeit mit, ohne von irgend jemandem eingeladen worden zu sein. Der Skipper versäumt es, klare Worte zu sprechen. Ich, der ich mit einem solchen Auftritt nicht gerechnet habe, fühle mich kompromittiert. Es ist wirklich das erste Mal, daß ich so etwas erlebe, denn normalerweise haben Außenstehende, und seien es auch nur benachbarte Segler, nichts auf einem fremden Schiff verloren, schon gar nichts in unseren Kajüten zu suchen, in die einzudringen sie vom Skipper sogar noch aufgefordert wurden.

Das Schiff liegt auch nach meiner Rückkunft immer noch an derselben Stelle, kein eigentlicher Liegeplatz, nur ein wenig von der Tankstelle zurückversetzt, aber dennoch am denkbar ungünstigsten Ort. Am nächsten Morgen ist trotzdem alles wieder vergessen, die Sonne lacht vom Himmel – einfach ein Traumwetter! Karel hat beschlossen, noch eine Woche länger auf dem Schiff zu bleiben, und ich finde seine Idee gut. Er war stets derjenige an Bord, mit dem ich mich am besten verstanden habe. Da wir an diesem Morgen alle nicht aus den Federn kommen, ist der Tag für weitere Ausflüge, etwa ins Vale das Furnas, zu kurz. Ohne weiteres hätte ich mir ein Mietauto nehmen können, um das als Highlight der Insel São Miguel geltende Tal zu besuchen und dort eine Wanderung zu unternehmen. Aber an meinen wehen Füßen merke ich, daß die letzten Stunden insgesamt doch zu anstrengend waren. So verbleibt mir an diesem Tage nichts als ein wenig Kultur in der Hauptstadt der Insel, in Kurzweil, aber nicht in Muße.

Auf offener Straße spricht mich kurz nach Aufbruch ein Schuhputzer an, und weil ich zuhause manchmal wenig Zeit zum Schuhputzen habe, lasse ich mir diesen Service gerne gefallen, wohl wissend, daß er mir am Ende seines Werks einen überhöhten Preis abverlangen wird, den ich ihm allerdings nicht entrichte. Um in Sachen Atlantis nun weitere Erkundigungen einzuziehen, prüfe ich das Mauerwerk des Forts São Braz und stelle dabei fest, daß das Gefüge der Mauern ein ganz anderes ist als draußen auf dem Lande, womit ich erneut einen Beweis gefunden zu haben glaube, daß hier ältere „phönizische“ Mauern mit jüngeren eine Symbiose eingegangen sind. Im unteren Teil des Forts entdecke ich nämlich die Grundmauern eines „Vorläuferbaus“, auf den dann das spätere Fort São Braz gesetzt wurde. Da Steine sich, wie schon gesagt, nicht datieren lassen, ist es nur das sachkundige Auge des Betrachters, welches das Stilgemisch zu unterscheiden vermag.

Als ich wieder an Bord komme, hält sich erneut keiner an die vereinbarte Essenszeit, es gibt keine klaren Richtlinien über einen geordneten Ablauf. Statt dessen hat sich schon wieder, erneut gänzlich ungebeten, der Nachbar auf unserem Schiff häuslich niedergelassen, sich selbst zu einem Gin Tonic eingeladen, ganz nach Art eines Bettlers, die sich nie mit dem Einfachen zufrieden geben, sondern stets nach Luxusgütern trachten. Die Höflichkeit gebietet es, sich ihm zu widmen, obwohl alles schon abmarschbereit ist und er offenbar nicht das feine Gespür besitzt, wie er damit unser Crewleben durcheinanderbringt. Von keinem Skipper habe ich bisher erlebt, daß er sich mehr um fremde Crews kümmert als um die eigene. Die Tatsache, daß ich meinen Akku nicht aufladen kann, scheint ihn weitaus weniger zu bekümmern, als daß sein privater Gast aus unserer Bordkasse verköstigt wird.

Nach allgemeiner Lagebesprechung beschließt Rüdiger (nicht die Crew), nach Terceira zurückzusegeln. Mein Vorschlag, wegen des schwachen Windes am nächsten Tag einen Abstecher nach Santa Maria zu machen, um dort besseren Wind abzuwarten, geht im Raunen der Menge unter. Es regt sich auch keinerlei Opposition gegen dieses sinnlose Unterfangen. Die Crew akzeptiert widerspruchslos alles, was Rüdiger im Alleingang entscheidet, obwohl es doch ihr Urlaub ist. Er, dem sonst die Zeit völlig egal ist, versteigt sich sogar, mich am nächsten Morgen anzuschreien, als zahlenden Gast, wohl gemerkt, weil ich zehn Minuten zu spät aus der Dusche komme. Er diktiert, ganz nach Art eines Tyrannen, welche Themen an Bord besprochen werden dürfen und welche nicht, anstatt wie ein guter Hirte für seine Schäfchen zu sorgen. Wenn er nun alles so gut organisiert hätte wie die pünktliche Abfahrt, wäre vielleicht nichts dagegen einzuwenden, aber er läßt ablegen, obwohl er weiß, daß wir kein Brot an Bord haben, das uns auf der Überfahrt als Wegzehrung dienen könnte. Mir persönlich würde das am wenigsten ausmachen, denn ich bin auf meine schlanke Linie bedacht, bei den anderen aber habe ich so meine Zweifel, denn sie werden sagen: „Was sollen wir essen?“ Auf jeden Fall bin ich mir sicher, daß sie am Vorabend so viele Kalorien angehäuft haben, daß auch sie problemlos 18 Stunden ohne Essen auskommen werden. –

Seit ich zu Beginn der Reise die Bordkasse übernommen habe, ist es meine ständige unangenehme Pflicht, säumige Einzahler zu mahnen, daß sie ihre Beiträge entrichten. Über die geleisteten Zahlungen führe ich genauestens Buch. Als ich Hans am nächsten Morgen höflich bitte, sein Scherflein beizutragen, fragt er mich unvermutet: „Habe ich dir das nicht gestern schon gegeben?“ Nun befinde plötzlich ich mich in der Rolle des Verteidigers, eine von vielen Erfahrungen, wie das Glück auf einem Segeltörn plötzlich umschlagen kann. Auch bei Folker beobachte ich Wesenszüge, nennen wir es Gedankenlosigkeit oder Ignoranz, die wenig Respekt vor der Natur bezeugen. Wie von einer schlechten Angewohnheit getrieben, schmeißt er in Abständen Gegenstände über Bord, aber nicht nur solche, die im Meer versinken, sondern auch Kunststoffverpackungen, in die man beispielsweise Bonbons einwickelt.

Nun sind wir bereits zwei Stunden auf See, aber noch immer regt sich kein Lüftchen. Als wir von der Insel ablegen, die Felsen von Mosteiros im Blickfang, kreuzt erneut ein Schwarm Delphine unseren Weg, aber diesmal sind es derart viele, daß es fast beängstigend wirkt. Doch nicht nur Delphine in dieser Überzahl sollen uns diesmal überraschen, auch Wale bekommen wir zu Gesicht. Sie sind an der Fontäne, die sie ausstoßen, zu erkennen. Über so vielen glücklichen Vorzeichen meldet sich der Hunger zu Wort. Doch auch hier meint es die Vorsehung gut mit uns, denn gekochter Reis mit etwas Gemüse mag durchaus als Brotersatz dienen, Kuchen und Schokolade halten unseren Blutzuckerspiegel stabil. Unser Schipper ist natürlich der erste, der zu essen anfängt, wie es sich für einen guten Kapitän gehört. Mein Entgegenkommen von neulich wird von meinen Mitseglern schlecht honoriert, denn mir bietet niemand an, mich demnächst am Ruder abzulösen, wie ich es neulich tat. Statt dessen sitzen sie nur in sich zusammengesunken über ihren Tellern und vergessen die Welt um sich.

Mittlerweile ist bestes Segelwetter eingekehrt, die Sonne lacht vom Himmel, das Meer ist blau, der Wind reicht aus für eine Fahrt mit bis zu sieben Knoten. Nach insgesamt sechzehn Stunden laufen wir bei anhaltend guten Winden, fast unter Segeln, wieder im Hafen von Angra do Heroísmo ein. Am Firmament steht der nachthelle volle Mond, der der Insel ein gespenstisches Aussehen verleiht. Längs der Küstenlinie sind immer wieder Böllerschüsse zu hören, die von Lichtblitzen begleitet werden. Was es mit diesem Brauch der Einheimischen auf sich hat, läßt sich nur schwer erahnen, aber es heißt, daß damit Beginn und Ende eines Festes angekündigt werden. Man gewinnt in jedem Fall den Eindruck, auf der Insel herrsche der Ausnahmezustand, denn nachdem Licht- und Schallwirkung verflogen sind, bleiben nur dunkle Rauchschwaden zurück. Vielleicht geht diese Tradition auf den alten Brauch zurück, sich gegenseitig vor Piratenüberfällen zu warnen. Nachdem wir im Mondlicht unsere Segel geborgen haben, lassen wir die Korken knallen, und die Entbehrungen der vergangenen alko-



holfreien Tage werden doppelt nachgeholt. Mittlerweile ist das Team ganz gut eingespielt, wir finden wieder enger zueinander, wie es auf einem Segeltörn auch sein sollte.

Am nächsten Morgen wird gemeinsam an Bord gefrühstückt, jeder weiß plötzlich, was er zu tun hat, kennt seinen Handgriff, und die Gereiztheit der vergangenen Tage hat sich weitgehend gelegt. Wir beschließen, noch einen Tag auf der Insel zu verweilen. Mich zieht es jetzt wie magisch auf den Monte Brazil, von dem man eine traumhafte Aussicht auf Angra mit den beiden flankierenden Forts haben soll. Charly schließt sich meinem Vorhaben an, und wir ersteigen gemeinsam den etwa 205 m hohen Pico do Facho, von dem man einen herrlichen Tiefblick auf das darunter liegende Angra, den Hafen und die im Hintergrund sich erhebende Caldeira hat. Auf dem Rückweg statten wir dem Fort São Baptista noch eine Stippvisite ab. Ein schneidiger portugiesischer Soldat führt uns durch die gewaltigen Verteidigungsanlagen des Forts, in dem noch heute Flakbatterien aus dem Zweiten Weltkrieg aufgestellt sind, die aber so verrostet sind, daß sie bestimmt nicht mehr zu gebrauchen sind. Innerhalb der gewaltigen Umwallungen spürt man noch immer einen Hauch von Imperialismus der einstigen Kolonialmacht Portugal, deren Niederlassungen von Brasilien über Goa bis nach Macao reichten. Doch fast überall, wo portugiesische Gründungen erfolgten, mußten die einstigen Herren den überlegenen Niederländern weichen, ähnlich wie die Briten sich Teile der spanischen Kolonien einverleibten. Die Macht Portugals erlosch binnen zweier Jahrhunderte, sein Glanz schwand fast so schnell, wie er gekommen war. Das bevölkerungsarme Portugal konnte dem aufstrebenden Holland, dessen Begehrlichkeit geweckt worden war, nicht mehr viel entgegenzusetzen. Doch die wirtschaftlich schwachen Azoren-Inseln verschmähten selbst jene, da sie nichts zu bieten hatten außer bitterer Armut. Portugal war nicht zuletzt auch durch den Sklavenhandel reich geworden, doch führten die Sklavenrouten niemals über die Azoren, sondern verliefen südlich davon über die Kapverden. Somit ist der einstige Stolz aus den Augen der Portugiesen gewichen, selbst innerhalb der wirtschaftlich stärkeren Nationen Europas stellen sie heute nur eine klägliche Randgruppe dar, die alles Bewunderungswürdige von einst eingeübt hat. Daher drücken die Gesichter der Portugiesen keine rechte Zuversicht aus, viele, denen das karge Inseldasein nichts geben konnte, wanderten nach Kanada aus. Doch so mancher, der in der Ferne sein Glück versuchte, kommt heimlich zurück, an die Stätte seiner Geburt.

Die zum Weltkulturerbe erklärte Altstadt von Angra blickt auf eine reiche Geschichte zurück. Als 1580 Pilipp II. von Habsburg Anspruch auf die portugiesische Krone erhob, kam Portugal zu Spanien. Die Habsburger – o welch schwaches Geschlecht – konnten jedoch die Insel, die sie mit prächtigen Barockbauten schmückten und wegen ihrer Lage mitten im Atlantik, an den Schifffahrtsrouten zwischen Portugal, Amerika, Afrika und Indien, sehr schätzten, nicht behaupten. Neben diesen politischen Heimsuchungen erlebte die Insel immer wieder Überfälle durch Piraten, Epidemien und eingeschleppte Krankheiten, und Rückschläge durch Naturereignisse wie Erdbeben und Vulkanausbrüche gaben ihr den Rest. In der Bucht von Angra, insbesondere im Bereich der heutigen Marina, sollen noch zahlreiche Galeonen auf dem Grunde liegen, mit ungeahnten Schätzen, die niemand bisher zu bergen versucht hat. Auch uns gelüstet es augenscheinlich nicht nach Schatzsuche, denn die meisten an Bord haben ausgesorgt, sie führen auch ohnedies ein einträgliches Dasein. Mich hingegen zieht es wie magisch hinab auf den Meeresboden, doch reichen meine schwachen Kräfte alleine nicht hin, die hier ruhenden Reichtümer zu bergen.

Als wir am nächsten Morgen auslaufen – zehn Minuten zu spät, doch nicht wegen mir –, herrscht zwar eitel Sonnenschein, doch Wind haben wir nicht. Ein Rahsegler kommt uns entgegen und weckt Erinnerungen an längst vergangene Zeiten. –

Unser Skipper ist ziemlich rechthaberisch und belehrt mich – sozusagen als Revanche für gestern –, wie man das Wort Macadonia – nach jenen bekannten Nüssen – richtig ausspricht. Als ich ihn frage, woher er diese Information so schnell bezogen hat, meint er nur lakonisch, das sei sein Geheimnis. Ohnehin werden auf diesem Schiff Behauptungen aufgestellt, die häu-

fig nicht haltbar sind, beispielsweise, als in meine Bugkajüte Wasser eindringt, weil die Decks Luke nicht dicht ist. Als ich ihre Rückfrage, ob die Luken dicht seien, bejahe, behauptet Andrea, dann könne es nicht sein, daß Wasser eindringe. Da ich nach langjähriger Erfahrung selbstverständlich weiß, wie man eine Luke dicht kriegt, muß es einen anderen Grund für die Undichtigkeit geben. Der ist schnell gefunden, nachdem Rüdiger eine undichte Stelle am Verschuß nachgezogen hat, durch die das Wasser eingesickert war. Noch kurz zuvor hatte ich das Schiff gelobt, daß an seinem Zustand kaum etwas zu bemängeln sei, verglichen mit dem, was man auf anderen Jachten so alles erlebt. –

Aus der Bordbibliothek krame ich das Buch „Ein Mann und sein Boot“ von Rollo Gebhard hervor, jenem Weltumsegler, der 1980 mit der Solveig, einem für Chiemseefahrten ausgelegten, kaum hochseetüchtigen Boot, die Welt umsegelt hat. Ich lese fasziniert die Geschichte der schönen Emma, die als „weiße Häuptlingstochter“ auf Papua-Neuguinea eine bemerkenswerte Lebensgeschichte vorweisen kann. Das ganze Buch an sich ist recht faszinierend geschrieben, und ich kann es kaum aus der Hand legen.

Längst ist unser Wind, während ich noch über den Eingeborenen Melanesiens brüte, so gut geworden, daß wir Segel setzen und um die Südspitze der Insel, an deren gespenstischer, dramatisch steiler Südwestküste entlang, herumsegeln können, von niedrig hängenden Wolken, die die Bergspitzen in undurchdringliche Nebel hüllen, begleitet. Fast mystisch sieht diese Gegend aus, und fast unweigerlich kommen meine Gedanken wieder auf Atlantis. Vielleicht war aber Atlantis gar nicht hier, wie wir es uns nur allzugern einbilden, denn die Ortsangabe „vor den Säulen des Herakles“ muß nicht unbedingt bedeuten, daß wir geradewegs in den Atlantik hinaus extrapolieren dürfen. Vielleicht kamen die Atlanter, als sie Athen angriffen, lediglich durch diese „Einfahrt“ um die Spitze Gibraltars gebogen, und ihre wahre Heimat ist ganz woanders. Vielleicht waren es auch gar keine Phöniker, sondern Vorfahren der Wikinger, die aus dem Norden kamen, von den Küsten Frieslands, das dem Meer abgerungen wurde und durch eine Sturmflut untergegangen ist. 5000 Jahre alte Felsbilder in Norwegen deuten möglicherweise darauf hin, daß die Urheimat der Seefahrt im Norden zu suchen ist, und nicht weit draußen auf dem Atlantik. –

Obwohl unser Anleger in Velas eigentlich wunderbar geklappt hätte, legt sich Rüdiger dennoch an einen Steg, der erkennbar von einem anderen Boot belegt ist, welches, um ausdrücklich darauf aufmerksam zu machen, seine Leinen dort zurückgelassen hat. Zudem verliert unser Schiff Öl, das ganze Hafenbecken ist im Nu von einem farbigen Ölfilm überzogen. Nun wird Spülmittel ausgebracht, um das Öl zu binden.

Beim Abendessen kommt es zum Eklat. Obwohl wir eigentlich einen Geburtstag zu feiern hätten, also wenigstens an diesem Tag die Waffen schweigen sollten, gerät die Crew unter dem schädlichen Einfluß Folkers außer Rand und Band und verfällt in Alkoholexzesse. Nun kann man mit eigenen Augen erleben, wie die Menschen wirklich sind, und ihre geistig-seelischen Defizite desto ungehemmter zum Vorschein treten sehen. Charly ist da noch der harmloseste; natürlich probiert auch er alles durch, versucht aus meinem Glas zu trinken, weil ihm der Rotwein, für den er sich entschieden hat, nicht genügend Abwechslung bietet. Aber er ist ansonsten ein guter Kerl, redet niemanden dumm an, was man von Folker, Hans und Rüdiger nicht gerade behaupten kann. Bei Rüdiger ist es mehr seine akademisch verkürzte Laufbahn, durch die er sich den anderen gegenüber zurückgesetzt fühlt. Dennoch geht er mit seinen Eingriffen ins Persönliche, worüber an Bord gesprochen werden darf und worüber nicht, eindeutig zu weit, seine schrägen Anreden machen ihn mir ausgesprochen unsympathisch. Ich meine auch, daß er in Angelegenheiten, die ihn gar nichts angehen, weder den Sheriff noch den Richter zu spielen braucht.

Hans hat lediglich eine etwas laute, monotone Stimme, mit der er ohne erkennbare Gefühlsregung immer in derselben Tonlage spricht, und leider manchmal auch ziemlich zusammenhangloses Zeug. Aber er hat seine Seitenhiebe auf mich, von Folker anfangs dazu ermuntert, weitgehend eingestellt, obwohl er natürlich weiterhin sein größter Zuproster ist. Andrea

hat sich nach ihrer anfänglichen Entgleisung ziemlich zurückgehalten, obwohl auch sie dazu neigt, anderen kleinere Fehler immer wieder vorzuhalten, so daß man sich beinahe über jede ihrer Äußerungen ärgern muß. Folker schließlich ist von allen der unangenehmste, weil er entgegen Sokrates' Empfehlung zuviel Klugheit zeigt und, wie sich immer wieder herausstellt, meistens auch noch recht hat. Seine hervorstechendste Unart ist seine Großsprecherei, durch die er sich, vermutlich um andere Mängel zu überdecken, Geltung zu verschaffen versucht, indem er etwa andere verbessert und ergänzt, wo gar kein Zusatz nötig ist. Erstaunlich, daß ein Mann wie er so etwas nötig hat. Seine Tischmanieren sind ausgesprochen schlecht. Er bestellt, was er nicht ißt, probiert sich bei den andern durch und raucht rücksichtslos Zigarette um Zigarette, auch wenn die anderen noch beim Essen sitzen. Daher rührt auch sein verständlicher Wunsch, stets draußen an der frischen Luft zu frühstücken, auch wenn es unten im Salon viel gemütlicher wäre. Die von Rauchern gewohnte Rücksichtslosigkeit trägt er dann auch noch stolz zur Schau. Sich selbst als gescheiterte Existenz bezeichnend, wirbt er für sich sogar noch um Verständnis, nur damit wir ihn gewähren lassen. Er wollte keine Kinder großziehen, entschuldigt er sich, obwohl er sie doch, drei an der Zahl, in die Welt gesetzt hat. Als wir abends aufs Boot zurückkehren, gehen die Exzesse nach dem Dinner weiter. Es wird bunt durcheinander getrunken, wie es gerade kommt. Ab jetzt – nachdem ich gefragt worden bin, welches Instrument ich spiele – drehen sich alle Gespräche nur noch um Musik, weil Folker offenbar entdeckt hat, daß ich dabei nicht mitreden kann und mir somit ausgeschlossen vorkommen muß. Mit meiner Gitarre würde ich gegen Geiger, Saxophonisten und Klavierspieler ohnehin schlecht abschneiden. Aber Jazzmusik war eben noch nie mein Fall, dann schon eher Klassik, und da vor allem die Oper. Das nimmt Folker wiederum zum Anlaß, vollmundig Arien über den Tisch zu schmettern und die Annalen seiner gesamten künstlerischen Laufbahn vorzutragen. Als wir noch im Strudel der Gefühle taumeln, kehrt das Boot zurück, dessen Liegeplatz wir belegt haben, und fordert sein Recht ein. Rüdiger hingegen weigert sich, ihn freizugeben, denn angesichts unseres erhöhten Alkoholgehalts im Blut wären wir auch gar nicht mehr dazu in der Lage, unser Boot zu verlegen.

Am nächsten Morgen erscheint ein Mann von der Marina, um unsere Jacht zu registrieren, doch alles schläft noch an Bord bis auf mich und den Skipper. Somit erhalten wir erneut keine klaren Anweisungen, welche Zeit zu unserer freien Verfügung steht oder ob wir zum Verholten des Schiffes gebraucht werden. Eine gewisse Ernüchterung kehrt ein, als wir beim Abendessen einen Weißwein der Marke „Atlantis“ vorgesetzt bekommen. Als ich dazu etwas spöttisch bemerke, daß meine These vielleicht doch nicht so abwegig sei, wie manche es gerne dargestellt hätten, kommt vor allem Rüdiger, der diesen Gedanken stets von sich gewiesen hatte, ins Grübeln.

Als niemand am nächsten Morgen sich zu irgendeiner gemeinsamen Aktion aufrufen kann – die einen haben schon gefrühstückt, während die anderen noch schlafen, andere wiederum sind von Bord gegangen – beschließe ich, eine Fußwanderung von Velas nach Rosais zu unternehmen, den Pico stets zu meiner Linken. Ich wandere über San Pedro, Canto da Relva und Serroa Figueiras, über den 449 m hohen Pico Tannoeiro, nach Rosais. Obwohl das Wetter von der Sicht her nicht gerade ideal ist, ist der Vulkan auf der Nachbarinsel dennoch meist gut zu sehen, wie ein schlanker schmaler Kegel, der letzte Rest eines allorts sichtbaren Vulkanismus. Zweifellos wird auch der Pico irgendwann einen größeren Ausbruch erleben, in einer gigantischen Explosion auseinanderfliegen und einen gewaltigen Einsturzkrater hinterlassen, ein schauerlich schönes Schauspiel bietend. Alle anderen Vulkane des Archipels haben zweifellos ihre Schuldigkeit bereits getan.

Niemand, der die Insel São Jorge kennt, die eine ausgesprochene Wanderinsel ist, wird bestreiten, daß dies die schönste aller Wanderungen ist, die man auf ihr unternehmen kann, immer im Angesicht des Vulkans. Nach einer kurzen Einkehr trete ich den Rückweg an, denn der Bus nach Velas verkehrt nur dreimal in der Woche. Zu unerschlossen ist das Eiland noch für den Tourismus. Auch die Armut der Menschen auf dem Lande ist trotz der EU-Hilfen

immer noch groß. Viele würdigen einen Fremden keines Blickes und gehen wortlos an ihm vorüber. Aber sie tun einem nichts, sind hilfsbereit, wenn man sie anspricht, aber von sich aus geht der Portugiese freilich nicht auf den Fremden zu, dafür ist er viel zu scheu.

Die Insel São Jorge mag zusammen mit Pico und Faial den Kern des einstigen Atlantis gebildet haben. Wie auf den anderen Inseln findet man auch hier wieder die sogenannten phönizischen Mauern, für die es keine vernünftige Erklärung gibt, zumal die Bauern für Umzäunungen genausogut das Holz aus den Wäldern hätten verwenden können, die sie damals noch reichlich vorfanden. Aber nein, sie zogen es vor, täglich Schwerstarbeit zu leisten, um ihre Weidezäune sicherer zu machen als nur aus Holz gebaut, was uns reichlich unglaubwürdig erscheint.

Während unseres gesamten Aufenthalts auf São Jorge stellt sich kein gutes Wetter mehr ein. Die meisten von uns verbringen daher den Tag mit Lesen. Ich z.B. habe das Buch von Rollo Gebhart mit Begeisterung fast ausgelesen. Am rührendsten fand ich die Geschichte von Tom Neale, der auf dem Sawarak-Atoll 30 Jahre als Einsiedler gelebt hat – nicht jedoch als Eremit, denn er verlor den Glauben an Gott – und im Alter von 75 Jahren gestorben ist, vermutlich an Auszehrung. Die einseitige Ernährung, die nur aus Kokosnüssen bestand, mag ihn seine Gesundheit gekostet haben. Er hatte zeitlebens, seit seinem Aufenthalt dort, um seine Existenz zu kämpfen, mehr als jeder andere im sicheren Hort der Zivilisation. Genau diesem Übel unserer Zeit versuchte er durch seine Zurückgezogenheit zu entkommen. Und dennoch kann mit Menschen wie ihm irgend etwas nicht stimmen, wahrscheinlich sind sie nicht ganz richtig im Kopf. Denn wer zieht schon die Einsamkeit der Gemeinschaft vor, selbst wenn sich das Zusammenleben manchmal schwierig gestaltet. Auf jeden Fall haben mich die Geschichten des Rollo Gebhart so sehr fasziniert, daß ich es irgendwie anstellen muß, irgendwann auch noch die Südsee kennenzulernen.

Als wir am Donnerstag, dem letzten Tag dieses Törns, von Velas ablegen, herrscht am Himmel triste Regenstimmung. Den Pico in seiner vollen Pracht haben wir kein zweites Mal mehr gesehen, weil wir dem Wettergott augenscheinlich keine ihm gnädig stimmenden Opfer dargebracht haben. Der Wind, um nach Pico hinüberzusegeln, wäre zwar nicht gerade ungünstig, als ausgesprochen günstig kann man ihn aber auch nicht bezeichnen. In São Roque machen wir kurz fest, um dort eine Kaffeepause einzulegen. Doch aus den guten Vorsätzen wird schon wieder nichts, es wird ein richtig üppiges Mahl daraus. Die Tatsache, daß wir am Vorabend einiges einsparen konnten, bereuen einige jetzt und wollen das Entgangene ausgiebig nachholen. Besonders unser Skipper scheint gestern nicht ganz auf seine Kosten gekommen zu sein: Was auf dem Schiff zum Frühstück serviert wird, verschmährt er regelmäßig, wenn es hingegen ums Geld ausgehen geht, ist er tonangebend, legt Preis und Qualität von sich aus fest. Dies ist sein Anteil an der Prise, während wir uns wie auf einem geenterten spanischen Beuteschiff vorkommen müssen. Und obwohl er seinen Teller noch nicht leer gegessen hat, ordert er schon wieder reichlich Nachschub, Geiz im Umgang mit fremdem Geld scheint ihm fremd. Diejenigen, die bescheidener sind, werden durch die sinnlose und wenig kalorienbewußte Völlerei meist übervorteilt, weil sie nicht bewältigen können, was andere für sie bestellt haben. Hatte Charly nicht noch kurz zuvor angegeben, daß er noch vom Frühstück satt sei, ist er dann doch wieder einer der ersten, die beim Essen mit dabei sind. Als ich zahlen will, verlangt Rüdiger, daß ich ihm die Bordkasse aushändige, bevor ich mich absetze. Als ich dann zurück auf dem Schiff bin, fehlen ganze 20 Euro in der Kasse, was keinesfalls durch Trinkgelder erklärt werden kann. Da ich jeden Tag akribisch genau Eintragungen gemacht und einen täglichen Kassensturz vorgenommen habe, kann ich mir das Fehlen des Geldes nicht erklären. Die Bordkasse zu verwalten, eine ohnehin unangenehme Aufgabe, wird besonders schmerzlich empfunden, wenn man den andern erklären muß, daß etwas fehlt. Es ist bezeichnend, daß eine Unregelmäßigkeit sich genau dann einstellt, wenn man die Kasse einem anderen anvertraut.

Auch während des Mittagessens kann Rüdiger es nicht lassen, in sein altes Fahrwasser zurückzukehren und mir einen Seitenhieb zu versetzen: „Was du nicht alles weißt?“ Ich war schon versucht zu antworten: „Alles, was du nicht weißt“, doch dann besinne ich mich eines Besseren und versuche ihn nicht noch mehr zu provozieren. Es hätte, so glaube ich, auch keinen Sinn, denn er besitzt auf diesem Schiff die besseren Karten, und ihm den Gefallen zu tun, mich aus der Reserve locken zu lassen, das will ich nicht. Dann würde ich ihn in dem Gefühl zurücklassen, daß er mir schaden könnte. Er hat irgendein Problem, das er mit sich herumträgt. Gerne zitiert er etwa den bekannten Satz Einsteins, wonach das Weltall und die Dummheit der Menschen grenzenlos seien. Er übersieht dabei allerdings völlig, daß auch er zu den Menschen zählt. So behauptet er denn steif und fest, daß es die Zigarettenmarke Marlboro 1937 noch nicht gegeben hat, obwohl die Geschichte der Marlboro definitiv 1929 beginnt, wie jedermann leicht nachlesen kann. Menschen wie er, die nicht über eine entsprechende Bildung verfügen, fühlen sich anderen schnell unterlegen, was nicht mit ihrem Selbstwertgefühl in Einklang steht. Ich erinnere mich, wie es war, als ich als Abiturient zum Militärdienst herangezogen wurde. Man war bereits verdächtig, nur weil man dieses Papier besaß, das damals eben noch nicht jeder hatte.

Unsere abschließende Überfahrt nach Faial verläuft aufgrund des Gegenwindes nicht ohne Aufkreuzen, aber es herrscht wenigstens ausgezeichnetes Wetter, das besser ist als meine Stimmung. Ich bin die ständigen Spannungen an Bord leid. Diese steigern sich noch beim gemeinsamen Abschiedessen, als unser Schipper wieder einmal das teuerste Lokal auswählt, welches sich im Ort findet. Obwohl er aus der Bordkasse mitverpflegt wird, kennt er weder Scham noch Zurückhaltung, wenn es um unseren Geldbeutel geht, so als schuldeten wir ihm eine Art Steuer. Gerade diese Dreistigkeit ist es, auch die Art, wie er sich von seiner Geliebten durchfüttern läßt, die ihn so unausstehlich macht. Daß einige von uns über seine ausufernde Bescheidenheit, die nicht im Einklang steht mit seinen seglerischen Leistungen, die Nase rümpfen, scheint ihn nicht sonderlich zu beeindrucken. Er feiert mit seiner Zweiten beinahe feucht-fröhliche Feste, so als wäre er in den Flitterwochen, und wir stellen dafür das Aufgebot. Erneut wird gegessen und getrunken bis zum Abwinken, wobei ich mir von Andrea noch vorhalten lassen muß: „Wirklich viel ißt du ja gerade nicht.“ Besonders Hans ist es, der in seinem Magen unterzubringen scheint, was andere nicht für möglich halten. Während wir schon zweimal satt sind, schlägt er sich noch den Wanst mit diversen Kuchen voll, aber nicht etwa mit nur einem Stück, wie es anständig und guter Brauch wäre, sondern mit einem bunten Durcheinander, wie ein Römer, bis zum Erbrechen. Anschließend wird das Lokal gewechselt – die Bordkasse immer mit dabei –, um auf härtere Sachen umzusteigen. Jetzt fließen Gin Tonic und andere Drinks reichlich durch die „ausgetrockneten“ Kehlen, und das bei lauter Rentnern, für die die Jungen schufteten müssen. Noch wollen sie nicht einsehen, daß das nicht ewig so weitergeht, ein Leben in Saus und Braus auf Kosten anderer. Unter diesen Raubtieren habe ich mit meiner eher „spartanischen“ Gesinnung einen schweren Stand. Es sind vor allem die Einblicke in die menschlichen Abgründe, die einen Segeltörn so überaus reich an Erlebniswert machen. Vom Ablauf her hat alles weitgehend geklappt, grobe Fehler haben wir uns nicht geleistet, darüber ist auch unser Skipper nicht unfroh. Doch noch am letzten Tag geht er an den Tankanleger und dünkt sich besonders schlau, geradezu als hätte er schon wieder Angst vorm Einparken. Eine schier unglaubliche Tankrechnung haben wir am Ende dieser Fahrt zu bestreiten, obwohl wir nur wenig unter Maschine gelaufen sind. Am nächsten Morgen ist das ganze Hafenbecken mit ausgelaufenem Diesel verschmutzt. Er scheint sich um unser Schiff angesammelt zu haben, könnte durchaus von der defekten Pumpe herrühren, die am nächsten Tag ausgewechselt wird.

Der Luftdruck ist in den letzten Stunden permanent angestiegen, die Temperatur liegt schon am Morgen bei 22 °C, geradezu ideales Wetter, um den Pico zu besteigen. Doch ich muß aus familiären Gründen die Reise abbrechen, die Besteigung des höchsten Bergs Portugals muß einer anderen Reise vorbehalten bleiben. So klar und deutlich wie heute haben wir

den Vulkan in all den vergangenen vierzehn Tagen nicht gesehen. Kaum ein Wölkchen verdeckt den Gipfel. Denn nur zwischen Juni und September und nur bei schönem Wetter sollte man eine Besteigung des Pico unternehmen. Dazu ist jetzt die einmalige Gelegenheit verpaßt.

Ausgezogen war ich, um Atlantis zu erkunden, doch überzeugt bin ich von dem, was ich entdeckt habe, nicht. Gewiß, die „phönizischen“ Mauern mögen uns zu denken geben, überzeugen tun sie indes nicht. „Draußen vor den Säulen des Herakles“ (Platon, Timaios) muß nicht notwendig bedeuten, daß die Inselgruppe der Azoren damit gemeint war. Die Atlantiden könnten vor den Säulen schließlich auch „um die Ecke gebogen“ sein, von südlicheren Gefilden her kommend. Wahrscheinlich waren es frühe punische Kolonisten, die sich irgendwo an der afrikanischen Küste niederließen und mit denen der Name „Seevölker“ untrennbar verbunden ist. Bekanntlich haben die Phönizier zur Zeit des Pharaos Necho Afrika umschifft. Ihre Niederlassungen lagen also längs der „atlantischen“ Route. Nur so läßt sich das Vorhandensein von Elefanten auf Atlantis erklären, die erst südlich der Sahara vorkommen. Wenn die Atlantiden, wie Platon schreibt, wirklich einen Feldzug gegen Athen unternommen haben, dann kann ihr Anreiseweg nicht allzu groß gewesen sein. Nach den Erzählungen muß Atlantis wohl eine Afrika vorgelagerte Insel an einer großen Flußmündung gewesen sein, so daß der Eindruck einer Insel „so groß wie ein Kontinent“ entstand. Nachdem das Meer dort heute „unfahrbar“ ist, wird eine durch ein Seebeben ausgelöste Flutwelle für ihr Verschwinden gesorgt haben. Die antiken Völker betrieben die Seefahrt nur längs den Küsten, wer also Atlantis weit draußen auf dem Meer ansiedeln möchte, in einer Welt, die dem Menschen außer Fischfang kaum Lebensgrundlagen bietet, mag zwar die wildesten Utopien schmieden, Realitätssinn dürfte er aber wenig besitzen. Selbst die Theorie, wonach Atlantis im Norden zu suchen sei, dürfte der Wahrheit noch ein Stück näher kommen, als die versunkene Insel mitten auf dem Atlantik zu suchen. Die Felsbilder an der norwegischen Küste könnten darauf hindeuten, daß Atlantis die Insel Scandae war, Skandinavien also, das man in der Antike für eine Insel hielt, deren Größe sehr gut an die von Atlantis herankommt. Die Fjordlandschaften Norwegens, wegen der Nähe des Golfstroms eisfrei geblieben, sind nichts als ertrunkene Flußtäler, untergegangen nach der letzten Eiszeit, als der Meeresspiegel sich hob. Die bei Platon erwähnten Elefanten müßten demnach die ausgestorbenen Mammuts sein. In Norddeutschland wurden auch die ältesten Schiffsfunde gemacht, ihr Ursprungsland ist demnach der Hohe Norden. Der griechische Geograph Poseidonios berichtet, daß das Land der Kimbern und Teutonen häufig von Fluten überspült wurde, so daß die Reste dieser Völker gezwungen waren, ihre Heimat zu verlassen. Die ersten waren die sagenhaften Kimmerier, wessens- und namensgleich mit den Kimbern, die in ihrer verwegenen Wildheit bis nach Asien vordrangen und sogar Ephesus plünderten. Sie waren es oder deren Vorfahren – deren Namen die Geschichte bereits nicht mehr überliefert –, die damals in Griechenland einfielen und die überhaupt das erste Zeugnis abliefern von Feindseligkeiten zwischen Griechen und Barbaren. Sie mußten den ganzen weiten Weg von Nord- und Ostsee kommend überbrücken, um mit den Griechen handgemein zu werden, daher sind sie es, die den Namen „Seevölker“ am ehesten verdienen, wegen ihrer Heimat am Atlantischen Ozean. Somit schließt sich der Kreis: Atlantis ist keine bloße Legende, aber der Ort, an dem es vermutet wird, wurde falsch übermittelt. Dadurch ist der Versuch, es auf den Azoren anzusiedeln, von Anfang an zum Scheitern verurteilt. So faszinierend dieser Archipel auch sein mag, so sehr uns so manche Ungeheimtheit in mittelalterlichen Seekarten zu denken gib, mit Atlantis werden diese Dinge wohl kaum etwas zu tun haben, mag der Wunsch auch noch so sehr Vater des Gedankens sein. Und so verlasse ich denn „Atlantis“, jenes untergegangene Eiland, mit einem leisen Wehklagen. Vielleicht werden wir es niemals finden, so wenig wie der Zeiger der Zeit zurückgedreht werden kann.